

III. DER ERSTE WELTKRIEG (1914/18)

Die ersten Wochen des 1. Weltkrieges in Rastenburg

von Kriminalbeamter a. D. Ernst Anker

Am 1. August 1914 erließ der Kaiser den Mobilmachungsbefehl für Heer und Flotte, und schon der 2. August galt als erster Kriegstag. In Rastenburg erfolgte diese schicksalhafte Bekanntmachung durch einen Offizier des 4. Grenadier-Regiments auf dem Neuen Markt. Ihn begleitete ein Hornist und ein Tambour. Ein helles Hornsignal schallte über den Platz, danach ein dumpfer Trommelwirbel: der Offizier bestieg einen herbeigeschafften Tisch und verlas mit lauter Stimme den Mobilmachungsbefehl.

Die patriotische Begeisterung während der ersten Kriegstage waren natürlich bei uns im Osten ebenso laut und überschwänglich wie überall in Deutschland, nur der Unterton war ernster. Man wußte, daß die östlichste Provinz des Reiches an den riesigen und unheimlichen russischen Nachbarn grenzte. Einen polnischen Staat gab es damals nicht. Auch dieses Gebiet gehörte dem Zaren.

So rückten bereits Teile der Rastenburger Garnison am 31. Juli 1914 aus, um die Grenzbewohner im Johannisburger und Neidenburger Raum vor Übergriffen feindlicher Patrouillen zu schützen. Bald darauf trafen die ersten Flüchtlinge aus dieser Gegend ein. Sie berichteten, daß die russischen Soldaten Polizeibeamte sowie uniformierte Postboten für Soldaten hielten und in die Gefangenschaft abführten. Bürgermeister Pieper ordnete daraufhin an, daß die vier verbliebenen Polizisten — zwei von den sechs für Rastenburg zuständigen Ordnungshütern waren gleich am ersten Kriegstag zu den Fahnen geeilt — ihre Uniformen ablegen und den Dienst in Zivil ausüben sollten.

Inzwischen war die Lage bedrohlich geworden. Etwa zwei Wochen nach Kriegsausbruch begann der Vormarsch zweier mächtiger Feindarmeen — die russische „Dampfwalze“ rollte. Die 246 000 Mann starke Njemenarmee unter dem baltischen General Paul Edler von Rennenkampf drang in Ostpreußen ein. Von Süden rückte General W. Samsonows Narewarmee mit 289 000 Mann heran. Die deutschen Verteidiger, darunter viele ergraute Landwehrmänner und schnell ausgehobene Reservisten, zählten dagegen nur 210 000 Mann. Die Absicht des Feindes war, die deutsche Armee in die Zange zu nehmen, sie einzukesseln oder nach Königsberg abzudrängen, um so den Weg zur und über die Weichsel zu öffnen. Am 20. August kam es zur ersten und für uns verlustreichen Schlacht bei Gumbinnen. Nichts konnte, so schien es, die Russen aufhalten. Sie selbst glaubten, vor einem der größten Siege der Weltgeschichte zu stehen.

Schon damals hatten die Militärs wenig an die Zivilbevölkerung gedacht. Die Folge: Eine planlose Massenflucht aus den bedrohten Gebieten begann. Auch ein großer Teil der Rastenburger Bevölkerung verließ die engere Heimat. Sogar der Polizeikommissar verschwand. Eine gewisse Unsicherheit breitete sich unter den Zu-

rückgebliebenen aus, denn ein Gerücht jagte das andere. Um Ordnung und Ruhe aufrechtzuerhalten, genehmigte Bürgermeister Pieper die Bildung einer Bürgerwehr. Ihr Anführer wurde der Kaufmann Viktor Kültzau, der sich den nötigen Respekt durch sein lautes Organ und energisches Auftreten zu verschaffen wußte. Es war nicht einfach, diese Schutztruppe bis auf 30 Mann zu verstärken. Schließlich fanden sich doch genügend anständige und vaterlandstreue Bürger aus allen Standesschichten für diesen verantwortungsvollen Dienst zusammen. Als Erkennungszeichen trugen sie Armbinden mit den blau-weißen Stadtfarben am Oberarm. Die Russen haben später die Aufstellung dieser Bürgerwehr gutgeheißen. Ihre Mitglieder durften während der Besetzung sogar Spazierstöcke tragen, was allen anderen Einwohnern streng verboten war.

Am 22. August hielt sich noch ein Kommando schwarzer Husaren in der Stadt auf. Bei ihren Aufklärungsritten sichteteten sie auf der Heiligelinder Chaussee eine Russenabteilung. Die Reiter eröffneten sofort das Feuer. Ein feindlicher Soldat brach getroffen zusammen. Dieses kleine Gefecht, es dehnte sich bis in die Nähe des Galgenberges aus, war das Letzte, was wir von unseren Truppen sahen und hörten.

Ohne jeglichen militärischen Widerstand besetzten anderntags, am 23. August, die Russen unsere Stadt. Aus allen Himmelsrichtungen kommend, näherten sie sich vorsichtig dem Stadtzentrum. Angeführt von einem Offizier, kam eine 10 Mann starke Gruppe aus der Stiftsstraße auf das Rathaus zu. Hier hatten sich einige Bürger versammelt, darunter auch ich. Mißtrauisch musterten uns die Russen. Eine Verständigung kam nicht zustande, da wir nicht ihre Sprache und sie kein Deutsch verstanden. Schließlich wurde die russisch sprechende Frau Chlassen aus dem Eisenwarengeschäft in der Königsberger Straße geholt, die uns als Dolmetscherin diente. Inzwischen war auch der katholische Pfarrer Buchholz in vollem Ornat aus seiner Kirche zu uns gekommen. Wir staunten sehr, als alle Russen, auch der Offizier, anächtigt niederknieten und das Kruzifix des Pfarrers küßten. Diese Szene beruhigte uns sehr, die Beklommenheit wich.

Nachrückende Kavallerie gab in der Königsberger Straße einige Schüsse ab. Wahrscheinlich wollte sie die Bevölkerung einschüchtern. Später zog dann vor jedem Hauseingang ein Infanterieposten auf. Die Soldaten durften die Häuser nicht betreten. Deshalb mußten die Türen verschlossen sein.

Kurz nach der Besetzung zog eine zirka 200 Personen starke Kolonne verschleppter Zivilisten aus den Grenzgebieten, von Posten scharf bewacht, die Straßen zum Wilhelmsplatz hinauf. Sie lagerten dann vor der Kreditbank. Es waren nur männliche Personen unterschiedlichen Alters.

Aus Rastenburg verschleppten die Russen ebenfalls etliche Personen. So den Kaufmann Albert Küssner vom Rollberg, der gerade die Tür seines Geschäftes abschließen wollte. Vorbeimarschierende Truppen zerren ihn aus seinem Laden und nahmen ihn mit. Auch den Schlachter Schillak griffen sie sich, ebenso den Kantinenwirt Klamma vom Gestüt. Letzterer trug eine der üblichen blauen Gestütmützen. Die Russen hielten ihn deshalb für einen Soldaten. Grotesk wurde die Situation, als man die Gebrüder Kummer abführte. Diese trugen Schülmützen des Gymnasiums. Für die Russen waren sie Kadetten. Unsere Bitten und Eingaben um Freilassung der Jungen nützten nichts. Auch die Mutter konnte nichts ausrichten. Der verantwortliche Offizier blieb dabei: das sind Kadetten! Die vorgenannten Personen kehrten erst 1921

aus Sibirien zurück und wurden am Bahnhof von der Bevölkerung begeistert begrüßt.

Die Besatzer sprengten das Stellwerk des Bahnhofs. Kurz darauf ging das Gebäude des Offizierskasinos in Flammen auf und brannte völlig aus. Auch das dahinterliegende Lazarett wurde schwer beschädigt. Mitglieder der Bürgerwehr retteten aus dem Kasino eine Fahne, auf deren Tuch die Worte „Lebe beständig — kein Unglück ewig“ eingestickt waren.

Die Russen gaben ihre Anordnungen durch Plakate in russischer und deutscher Sprache bekannt. Es geschah manchmal auch durch Ausklingeln, was ein Mitglied der Bürgerwehr in Begleitung eines russischen Unteroffiziers besorgte. Verlangt wurde die Abgabe sämtlicher Schuß-, Hieb- und Stichwaffen auf der Polizeiwache. Einige lange Büchsen, Revolver und Pistolen kamen zusammen, die sich die Offiziere des Zarenreiches nach und nach als Souvenirs einsteckten. Die Bevölkerung sollte keine Stöcke oder Schlagwerkzeuge tragen, nicht laufen, und bei Anruf sofort stehenbleiben. Alkohol durfte den Soldaten unter Androhung der Todesstrafe nicht angeboten werden.

Der russische Kommandeur verlangte von der Stadt die Zahlung einer Kriegskontribution in Höhe von 35 000 Mark. Die Feinde drohten, die Stadt zu beschießen, wenn die Zahlung nicht erfolgen sollte. Bürgermeister Pieper wurde festgenommen und nach Neuendorf gebracht, wo sich der Kommandeur sein Hauptquartier einrichtete. Nun war guter Rat teuer. Banken und andere Zahlstellen hielten ihre Schalter geschlossen. Die Angst saß allen im Nacken. Schließlich gelang es, aus privaten Spenden die Summe aufzubringen. Eine Bürgerabordnung übergab das Geld in Neuendorf und befreite den Bürgermeister. Die Kontributionsforderung war ein reiner Willkürakt. Die Überbringer sahen, wie der Kommandeur das Geld an seine Offiziere verteilte und sich selbst den größten Anteil in die Taschen steckte.

Allmählich beruhigte sich die Lage. Die Posten vor den Häusern wurden nach und nach abgezogen. Das Gros der Truppen lagerte auf dem Gestütsgelände. Immer wieder aber zogen Patrouillen durch die Straßen der Stadt. Zu einigen Übergriffen kam es, als Soldaten einigen Frauen, die vom Einkaufen kamen, Brote und anderen Proviant aus den Händen rissen. Die Bürgerwehr sorgte, so gut es ging, für Ersatz. Russische Offiziere warnten uns immer wieder vor den Kosaken, welche wir bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Lichtscheues Gesindel, darunter etliche Säufer, versuchten, mit den Feinden anzubündeln, um diese auf unsere Frauen zu hetzen. Die Bürgerwehr nahm sie fest. Diese Maßnahme begrüßten sogar die Russen. Nach der abendlichen Kontrolle sperren sie selbst die Zellentüren ab.

Neue Aufregung gab es, als ein Offizier die Stellung von 10 Geiseln verlangte, die mit ihrem Leben für alle gegen die Besatzungsmacht gerichteten Vorgänge haften sollten. Während der Offizier diese Forderung stellte, salutierte vor ihm ein Fourrier und erbat Auskunft über die Lagerung von Heu, Stroh und Hafer. Ich wußte, daß das Proviantamt in Rasthöhe eine alte Scheune und auf dem Hof der Druckerei Ahl einen Speicher gemietet hatte. So ging ich mit dem Fourrier, um ihm die Lagerräume mit den Vorräten zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich auch meine Wohnung in Rasthöhe aufsuchen. Die Tür war aufgebrochen und die Räume durchwühlt —, es fehlte aber kaum etwas. Meine Frau hatte ich inzwischen im Rathaus, in der Kellerwohnung des Hauswartes Schischke, untergebracht. Es war mir lieber, sie in meiner Nähe zu wissen.

Zum Rathaus zurückkehrend, sah ich Bürgermeister Pieper mit sorgenvollem Gesicht die Freitreppe herunterkommen. Auf meine Frage, ob etwas passiert sei, antwortete er: „Ich bekomme die Geiseln nicht zusammen, einer fehlt noch.“ Wer will schon gerne Geisel werden, dachte ich, aber, du mußt dem Bürgermeister helfen! So stellte ich mich zur Verfügung. Herr Pieper machte allerlei Einwendungen. Ich blieb jedoch bei meinem Entschluß, eilte die Treppe hinauf und gesellte mich zu den anderen im Rathaussaal. Unser Schicksal nahmen wir nicht allzu tragisch, obwohl die Saaltür verschlossen war und davor ein Posten mit Gewehr stand. Wir spielten Karten, unsere Frauen brachten Essen und die Brauerei schickte Bier.

Am 30. August stand plötzlich kein Posten vor der Tür. Niemand kümmerte sich mehr um uns. Wir waren wieder frei. Nach und nach verdrückten sich die Männer. Ich nahm meinen Dienst bei der Bürgerwehr wieder auf.

Zwar verschwand der Posten vor dem Rathaussaal, wahrscheinlich weil sein Truppenteil abmarschierte. Die Stadt war aber noch nicht russenfrei. Auch lagerten immer noch die Verschleppten auf dem Wilhelmsplatz.

Unter den Bäumen vor der Polizeiwache sprach mich ein Russe in fließendem Deutsch an: „Wo kann man denn hier gut essen?“ und setzte hinzu, „bei den Russen ist's ja eine Sauwirtschaft!“ Ich erschrak nicht schlecht über diesen Ausspruch und meinte, daß man als russischer Soldat solche abfälligen Reden nicht führen dürfe. Er aber antwortete mit abwehrender Handbewegung: „Die hätten mich nicht bekommen. Aber bei Ausbruch des Krieges verlebte ich gerade die Semesterferien bei meinen Eltern in Riga.“ Er war also ein Deutsch-Balte, kannte Ostpreußen, erzählte von Königsberg, Cranz und Rauschen. Trotzdem blieb ich mißtrauisch, denn man konnte nie wissen. Wir gingen schließlich zusammen zum Hotel „Norddeutscher Hof“. Hier wollte ich mich verabschieden, doch der Soldat bat mich sehr herzlich, mit ihm zu speisen. Der Ober servierte gebratene Hähnchen. Während des Essens verlangte der Deutsch-Balte einen Schnaps. Ich wies auf das an der Wand hängende Plakat mit dem Alkoholverbot. Auch der Ober wollte — aus Furcht vor Strafe — nichts davon wissen. Schließlich aber ließ er sich doch erweichen und verabfolgte uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit einige „Körnerchens“, die wir auf der Toilette herunterkippten.

Ich habe die Bekanntschaft dieses Soldaten nie bereut, zumal er mich aus einer unangenehmen Situation befreite: Mir taten die auf dem Wilhelmplatz lagernden Verschleppten in der Seele leid. Sie hatten Hunger. Ich schlich mich also mit einem aufgeschnittenen Brot im Schutz der Büsche an den Posten vorbei und begann, die Brotscheiben einzeln in die Menge zu werfen. Dabei erwischte mich die Wache und nahm mich fest. Es dauerte zehn Minuten, bis der rettende Engel in der Gestalt des Deutsch-Balten auftauchte. Sein Dienstgrad blieb mir unbekannt, aber er muß im Vorgesetztenverhältnis gestanden haben. Er erkannte meine mißliche Lage sofort und befreite mich.

Am andern Tag, dem 1. September 1914, rückten die Verschleppten ab, von Lanzenreitern flankiert und bewacht. Mit einigen Männern stand ich vor dem alten Amtsgericht, Ecke Königsberger Straße—Wilhelmstraße und beobachtete das Schauspiel. An der Spitze ritt der mir bekannte Soldat. Mich sehend, sprang er vom Pferd, schüttelte mir die Hand, sagte: „Auf Wiedersehen“ und schon wieder im Sattel: „Wir kommen wieder!“

Bei den Russen herrschte eine allgemeine Unruhe. Truppenteile zogen durch die Stadt. Andere Soldaten beluden Fahrzeuge. Auch aus dem Gestüt marschierten mehrere Züge Infanterie in Richtung Rosenthal. Irgend etwas mußte passiert sein.

Eine kritische Situation entstand am 2. September. Diesen Tag werde ich nie vergessen. Am frühen Nachmittag erschien plötzlich eine deutsche Radfahrabteilung auf dem Wilhelmplatz. Sie stieß dort mit einer russischen Reiterpatrouille zusammen. Die Deutschen sprangen hinter die Sträucher in Deckung und eröffneten das Feuer. Ein Pferd samt Reiter brach zusammen. Die Russen wendeten und galoppierten in Richtung Kaiserstraße davon. Uns blieb es rätselhaft, wie die Radfahrer ungesehen in die Stadt und auch wieder herauskommen konnten. Da die Russen kaum deutsche Uniformen gesehen haben konnten, mußten wir das Schlimmste befürchten.

Bald darauf kam das Unheil angeritten. Abgesessene Kavallerie bevölkerte wenig später den Rathausplatz. Kosaken galoppierten gröhrend in die Königsberger Straße und ihre Knuten klatschten wahllos auf Männer, Frauen und Kinder. Besonders übel richteten sie einige Bauern zu, die auf dem Hof des Kaufmannes Nitsch, gegenüber der katholischen Kirche, ihre Fuhrwerke abgestellt hatten.

Dann wandten sie sich dem Rathaus zu. In der Polizeiwache schlugen sie fluchend das Mobiliar zu Kleinholz. Klirrend zersplitterte ein Spiegel, die Wascheinrichtung kippte scheppernd zu Boden, ein kräftiger Kolbenhieb zertrümmerte das Telefon. Rasend vor Wut rissen einige die Vorhänge herunter und zertrampelten sie. Krachend ging eine Türfüllung zu Bruch. Im Nebenraum befand sich ein sogenannter Asservatenschrank, in dem Beweisstücke von strafbaren Handlungen aufbewahrt wurden, darunter auch einige Trommelrevolver. Nun war erst recht der Teufel los. Unter Kolbenhieben trieb man uns aus dem Wachlokal. Draußen stand bereits ein zusammengetriebenes Häuflein von zirka 30 Leuten. Ein anderer Polizeibeamter und ich waren plötzlich ganz vorne. Um uns die tobenden Kosaken, einige auf ihren Pferden, andere abgesessen. Hinter dem Rathaus verwüsteten sie gröhrend den Garten, zertrampelten die Beete und rissen den rankenden Wein vom Gebäude.

Ein Kosak durchsuchte mit brennender Kerze die im Keller liegende Hauswartzwohnung, in der sich auch meine Frau aufhielt. Unter einem Bett fand er unsere Koffer. Als er diesen aufbrechen wollte, sprang meine Frau resolut dazwischen, drohte mit der Faust und entriß ihm unsere letzten Habseligkeiten. Der Kosak erschrak so, daß die Kerze verlosch und er polternd zum Ausgang flüchtete.

Wir wurden inzwischen als Verräter beschimpft. Ein russischer Militärarzt, der die Szene beobachtet, warnte uns: „Auf keinen Fall die Hände in die Taschen stecken, die Kosaken schießen dann sofort!“ Schon ihr Aussehen verbreitete Angst und Schrecken: dunkle Hosen mit handbreiten roten oder gelben Biesen steckten in langen Stiefeln. Zur Hälfte war ihr Kopf kahlgeschoren, die andere Seite bedeckte eine lange Mähne; darüber, schief in's Gesicht gedrückt, die schwarze Pelzmütze. Zwei Kosaken traten plötzlich hinter uns in die Menge und durchsuchten die Männer. Sie rissen die Hemden herunter, durchwühlten die Taschen, fanden aber nichts Belastendes. Während dieses Vorganges kam ein reitender Kosak von der Königsberger Straße her und blies ein Signal. Unsere Peiniger blickten wild um sich, ihre Pferde scharrten mit den Hufen. Abermals ertönte ein Signal. Die Pferde setzten sich in Bewegung, die Kosaken rannten hinterher und hechteten springend von hinten auf die Rücken ihrer Gäule. Sie verschwanden, kehrten aber gleich mit drohenden Fäusten

zurück, trabten dann die Kaiserstraße entlang und in die Schulstraße zur Artilleriekaserne. Wir standen zuerst ratlos herum; dann verkrümelte sich einer nach dem anderen.

Die Nacht im Rathaus zu verbringen, schien uns nicht ratsam. Meine Frau und ich suchten einen sicheren Unterschlupf und fanden ihn in einer Wohnung in der unteren Wilhelmstraße. Nach den Erlebnissen des Tages war an Schlaf natürlich nicht zu denken. Wir hielten die Fenster halb geöffnet und horchten in die Nacht hinaus. Wagengerassel, Pferdegetrappel, Kommandorufe schallten aus der Richtung des Wilhelmplatzes herüber. Uns plagte die Ungewißheit.

Im nebligen Halbdunkel des jungen Tages machte ich mich mit einigen Männern auf, um die Lage zu erkunden. Im Schatten der Häuser schlichen wir bis in die Nähe des Rathauses und sahen einen langen Heerwurm im Eiltempo durch die Straßen ziehen. Einwohner der Hauptstraße, die zu uns stießen, berichteten flüsternd, daß dieser Durchzug bereits die ganze Nacht währte. Die Straße wurde den Russen in ihrer Eile zu schmal. Die Fahrzeuge rollten auch auf den Bürgersteigen. Der Rückzug der graubraunen Kolonnen dauerte noch den ganzen 3. September über an. Erst gegen Abend trat Ruhe ein. Dann trabten noch einige Nachhuten in großer Eile durch die Stadt.

Am Morgen des 4. September näherten sich einige Reiter, von der Infanteriekaserne her, dem Stadttinnern. Bald erkannten wir, daß es unsere Soldaten waren — Reiter vom 4. Ulanen-Regiment. Am Nachmittag erschienen auch einige Fußtruppen. Wir waren wieder frei und unsere Freude unbeschreiblich. Mit Tränen in den Augen schüttelten wir unseren Rettern die Hände und lagen uns gegenseitig in den Armen.

*Der Kreis Rastenburg in den ersten Monaten des 1. Weltkrieges
im Spiegel der ostpreußischen Tagespresse*

von Dr. Rudolf Grenz

Rastenburg, 7. August 1914. *Mit 70 Jahren Kriegsfreiwilliger*. Auch hier haben sich sehr viele ältere Männer vom Landsturm und noch ältere als Kriegsfreiwillige gestellt. — Im Anschluß kann noch mitgeteilt werden, daß ein Kämpfer von 1866 und 1870/71, Gerichtsvollzieher a. D. Arnold, dessen Brust das Eiserne Kreuz zierte, sich als einer der ersten in die erste Landsturm-Kompagnie als Feldwebel einreihen ließ. Herr Arnold vollendet diesen Monat sein 70. Lebensjahr. (Preußisch-Litauische Zeitung, Gumbinner Zeitung und Anzeiger. 103. Jhg. Nr. 185. Gumbinnen, Sonntag, den 9. August 1914.)

Rastenburg, 12. August 1914. *Gutsbesitzer Perkuhn in Hartels bei Korschen*, der als Rittmeister ins Feld zieht, überwies den Angehörigen seiner zu den Fahnen einberufenen Leute als einmalige Unterstützung je 100 Mark. Ferner hat er angeordnet, daß den Zurückgebliebenen das volle Deputat weiter gezahlt wird. (Preußisch-Litauische Zeitung, Gumbinner Zeitung und Anzeiger. 103. Jhg. Nr. 189. Gumbinnen, Freitag, den 14. August 1914.)

Rastenburg, 16. August 1914. *Kosakenpferde*. Die ersten Kosakenpferde, die man in diesen Tagen von den vom Volke gefürchteten Reitern erbeutet hat, trafen in Rastenburg ein. (Preußisch-Litauische Zeitung. 103. Jhg. Nr. 192. Gumbinnen, Dienstag, den 18. August 1914.)

Rastenburg, 18. August 1914. *Früherer Geschäftsschluß*. Der Anregung unseres Bürgermeisters, in der augenblicklichen schweren politischen Lage mit Gas etc. sparsam umzugehen, sind die Inhaber der hiesigen Manufakturwaren und der verwandten Branchen bereits nachgekommen. Sie haben beschlossen, ihre Geschäftslokale schon um 7 Uhr abends zu schließen. (Ostdeutsche Volkszeitung, General-Anzeiger für Ostpreußen, 54. Jhg. Nr. 194. Insterburg, Donnerstag, 20. August 1914.)

Danzig, 28. August 1914. *Eltern gesucht*. Bei der Flucht aus Rastenburg hat ein Mädchen, namens Liesbeth Koschoreck, Tochter des Stellmachers Koschoreck aus Rastenburg, die Eltern verloren. Nach Aussage des Kindes sollen die Eltern die Strecke Stolp-Stettin-Berlin weiter gefahren sein. Bestimmt war die Unterbringung des Kindes bei der Lehrerin Görz in Stolp. Angaben über den Verbleib der Eltern werden an die Stolper Polizeibehörde oder an die Lehrerin Görz in Stolp erbeten. Auch die hiesige (= Danziger) Polizei nimmt Meldungen entgegen. (Danziger Neueste Nachrichten. 21. Jhg. Nr. 201. Freitag, 28. August 1914.)

Danzig, 13. September 1914. *Die Russen in Ostpreußen*. Der Landrat des Kreises Rastenburg teilt folgende Nachrichten aus dem dortigen Kreise mit: Der Kreis Rastenburg ist von Russen fast ganz besetzt gewesen. Die Schäden sind im nördlichen Teile des Kreises größer als im südlichen Teile, der fast unversehrt ist. Die Stadt Rastenburg ist ebenfalls ziemlich unberührt, nur das Offizierskasino ist abgebrannt, ebenso das Wohnhaus in Charlottenburg. Die Stadt Drensfurt ist ziemlich unversehrt, ebenso das Barten. Ein Teil der Häuser ist allerdings stark ausgeplündert. Die Pferde sind im nördlichen Teile des Kreises größtenteils von Russen mitgenommen, teilweise auch etwas Vieh. Von Gütern ist nur Skantlack völlig abgebrannt. Auf anderen Gütern Wirtschaftsgebäude. Im Dorfe Schönfließ und Dorf Gallbuhnen sind verschiedene Besitzungen abgebrannt. Auch einige Menschenleben sind zu beklagen. (Danziger Zeitung, General-Anzeiger für Danzig sowie die nordöstlichen Provinzen. 57. Jhg. Nr. 429. Sonntag, den 13. September 1914.)

Königsberg, 15. 9. 1914. *Die Russen in Carlshof*. Über den Angriff der Russen auf die Anstalten in Carlshof bei Rastenburg erhalten wir von der Direktion folgenden Bericht:

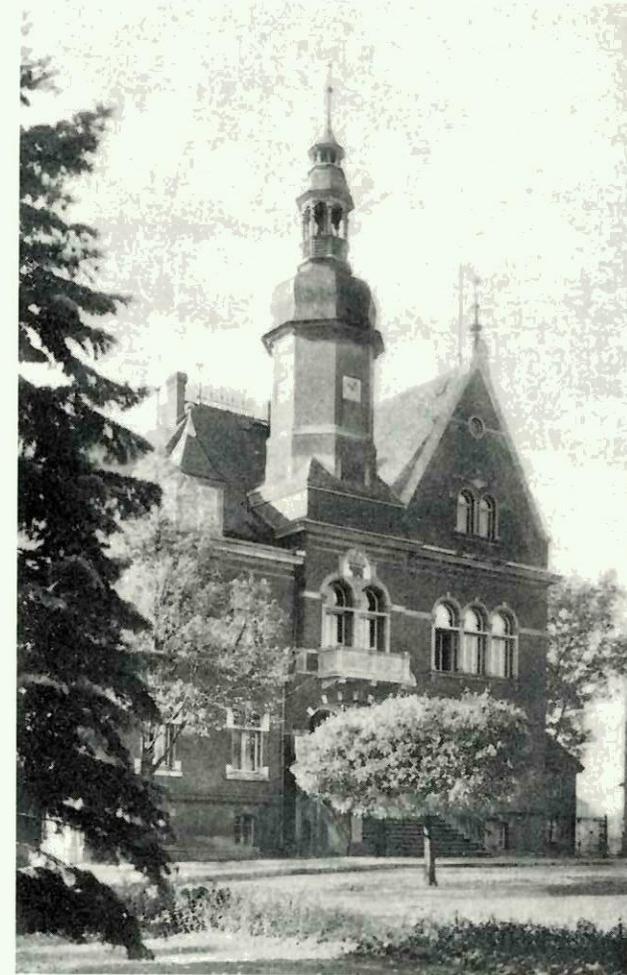
Am 27. August des Jahres sind die Carlshöfer Anstalten von den Russen heimgesucht worden. Nachdem sie einige Stunden regelrecht belagert und beschossen waren, wobei das Aufhissen einer weißen Fahne nur dazu führte, daß stärker geschossen wurde, drangen die Russen in unsern Hof ein. Sofort wurde die Scheune angezündet und in Häuser und Fenster blind hineingeschossen. Vier Kranke wurden verwundet, Gott sei Dank, nur leicht, so daß sie teils schon geheilt sind, teils in der nächsten Zeit geheilt sein werden. Zwei Kranke, Dreyer aus Klinthenen und Mündel aus Kühnbruch, wurden von den Russen als Gefangene mitgeschleppt, von denen Mündel noch auf unserem Felde mit dem Bajonett erstochen ist. Der andere, Dreyer, ist noch nicht zu uns zurückgekehrt. Als der Leiter der Anstalt, Pfarrer S. Dembowski,

am folgenden Tage die Freilassung Dreyers von dem Gouverneur in Rastenburg erwirken wollte, wurde er von einem angetrunkenen russischen Hauptmann auch gefangen. Als Grund dafür wurde angegeben, Dembowski sei gar kein Deutscher, er sei ein Pole. Ebenso erging es dem Kranken Katsch, der als russischer Dolmetscher nach Rastenburg mitgenommen war, weil er russisch sprach. Auf Bitten des Anstaltsarztes, Dr. Ehrhardt, und von Pflegerinnen der Idiotenanstalt in Rastenburg, wurden Dembowski und Katsch jedoch sogleich wieder freigegeben.

Die Scheune in Carlshof mit der ganzen, in diesem Jahre besonders schönen Ernte, brannte vollständig nieder. Das Feuer ergriff auch noch den neben der Scheune stehenden Stall, der auch verbrannte. Pferde, Vieh und Schweine konnten bis auf zwei Schweine gerettet werden. Zwei Tage und zwei Nächte mußte mit den Spritzen fleißig gearbeitet werden, wobei alle, besonders auch die Schwestern und kranken Frauen, sehr fleißig und treu mitschaften. Maschinenmeister Kirsch war besonders umsichtig und fast bis zur vollständigen Erschöpfung unermüdlich wirksam. Dank der Arbeit und Dank der guten Löschvorrichtungen gelang es, die weitere Verbreitung des Feuers zu verhindern. Die Anstalten haben noch mehrmals Besuch der Russen gehabt, die immer fürchteten, daß in den großen Gebäuden Soldaten versteckt sein könnten. Es wurde aber kein Schaden mehr angerichtet. Von unserem „Freihof“ wurden 7, von dem „Schulzenhof“ ein Pferd mitgenommen. Der Pfleger Loreck, der gut polnisch spricht, und der den Russen immer sofort entgegen ging, und selbst nachts wachte, und auf sie aufpaßte, hat die Anstalt davor bewahrt. Er bewirkte es sogar, daß der Befehl zum Anzünden der Scheune, der bereits gegeben war, wieder zurückgenommen wurde. Als die Anstalten die Freude hatten, eine Kompanie von unseren Soldaten aufzunehmen, erzählten diese, wie viel schlimmer an anderen Stellen gehaust ist. Wir sollen also noch sehr gut weggekommen sein. (Hartungsche Kriegszeitung. Mittagsblatt. Königsberg i. Pr. 15. September 1914, S. 3.)

Königsberg, 18. September 1914. *Bilder vom Kriegsschauplatz in Ostpreußen.* (Von unserm Kriegsberichterstatter im Hauptquartier der Ostarmee.) (*Das Schlachtfeld vom 10. September.*) Unser nach dem Osten entsandter, vom Großen Generalstab genehmigter Kriegsberichterstatter, Herr Rudolf von Koschützki, schickt uns aus dem Hauptquartier im Osten folgende Berichte: Hauptquartier im Osten, 10. September.

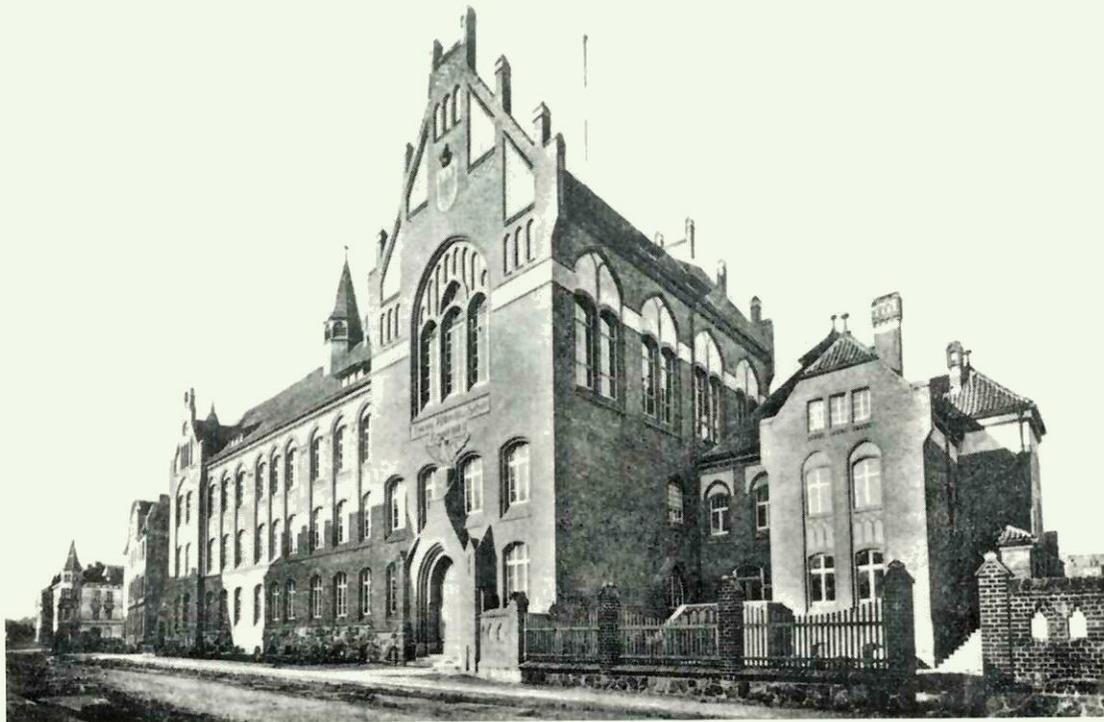
(Schon ein paar Kilometer vor *Drengfurth* hörten wir die Kanonen donnern. Zuletzt sah ich die schweren Geschütze aufblitzen, die auf dem Hügel hinter dem Städtchen standen. Wir fuhren so rasch wie möglich über das holprige Pflaster; dann raus aus dem Wagen und den Berg hinauf. Steil, lehmiger, zu Stein vertrockneter Acker, oben vor dem Gipfel von Schützengraben durchzogen, von vielen Granaten zerrissen, und von dem kleinen Strandgut der Schlachten, Tornistern, Kochgeschirren, Patronen, Gewehren, Trinkflaschen und tausend Zeugfetzen bedeckt. Aber das will ich ja nicht sehen. Rauf auf den Bergrücken! Gruppen von Offizieren stehen dort, der Generalstab, Artillerieoffiziere vor den Schirmfernrohren, diesen rätselhaften Augen der Batterien, die schon links hinter dem Berge zurückliegen. Endlich oben. Da liegt der Horizont, einer der meilenweiten ostpreußischen Horizonte, mit großen welligen Feldern und Mieten, von weiten Wäldern umschlossen. Am Fuße unseres Hügels, in etwa 1 000 Kilometer Entfernung der *Resauer See*, vor dem aus



Rathaus in Rastenburg.



Hindenburg-Oberschule in Rastenburg, erbaut um 1930—1935.



Herzog-Albrecht-Schule in Rastenburg 1546—1905/07.

einer zerschossenen Ziegelei der halbe Schornstein kläglich aufragt. Ordonnanz-Offiziere jagen in langem Galopp den Hohlweg herauf und nach dem rechten See-Ende hinunter, unsere schweren Geschütze krachen, und mit langem flatterndem Heulen fliegen die Granaten über den See hin auf ein dem Beschauer unsichtbares Ziel. Das einzige, was ich zunächst in der weiten Ebene sehe, sind Rauchwolken. Gleich riesenhaften Trauerfahnen hängen sie über dem geprüften Lande. Von Angerburg im weiten Bogen nach Allenburg hin, überall die schweren Rauchwolken der brennenden Ortschaften. Man sieht die rote Glut trotz des Sonnenscheins. Hinter einem Hügel schlagen hohe Feuergarben herauf. Jetzt seh ich auch Truppen. Von rechts kommen zwei Batterien angefahren und nehmen vor dem Fuchsberg Stellung, etwa 6 Kilometer entfernt. Man sieht fast nichts von ihrem Feuer, gar keinen Rauch; nur ab und zu ein kurzer Blitz vor einem Rohr. Links von diesen Batterien, vom jenseitigen Seeufer hinauf, entwickeln sich lange Schützenschwärme; vier hintereinander und streifen nordwärts. Man hört nur eine kurze Weile das Knattern der Gewehre zwischen dem Kanonendonner von hüben und drüben. Links von Engelstein, einem Wäldchen, steht auch Artillerie von uns und lange Züge rücken jetzt von rechts nach. Vom Feinde ist nichts zu sehen, außer Pulverwölkchen am fernen Horizont. Kriepende Schrapnells. Aber über unseren Batterien bei Engelstein, über den Schützenschwärmen hinter dem See, und sobald sie aufgefahren sind, auch über den Batterien am Fuchsberg entstehen weiße Wölkchen; wenige davon sind auf der Unterseite wie schwarz schraffiert. Entstehen blitzschnell, treiben mit dem Winde davon, und schon werden neue in der Luft geboren. Es wäre ein hübsches Schauspiel, wenn man nicht wüßte, daß aus jedem dieser Wölkchen hunderte von Kugeln herabspritzten. Die Sonne steht hinter mir; ich sehe, wie die Schatten der Schrapnellwölkchen auf den Acker herunterfallen, etwa hundert Schritte hinter jeder unserer Kanonen. Es ist unheimlich, mit welcher Genauigkeit sie über den Geschützen zur Explosion kommen. Ich begreife nicht, wie die Russen unsere Stellung vor dem Berge erkennen. Ich will hinüber reiten, darf aber nicht. Der Schlachtenbummler wird nicht überall geduldet. Der Herr Hauptmann mit dem karmesinroten Streifen zieht einen strengen Gedankenstrich vor uns über den Kleeacker. Darüber hinaus gehts nicht. Und fluchen darf man auch nur zwischen den Zähnen, so sehr es einen an allen Haaren dort hinter den See zieht. Ich begreife nicht, daß unsere Kanonen am Fuchsberg noch immer aufblitzen, und gegen vier sogar die russischen Schrapnells nicht mehr darüber platzen. Man meint, daß unsere beiden Korps in ihrem Rücken nun in Tätigkeit traten.)

Die Tapfern von Rastenburg

Hauptquartier im Osten, 12. September.

Auf dem langen Wege zum Schlachtfelde eine Frühstückspause in Rastenburg. Die Wagen fahren an eine windstille Ecke des Marktplatzes; denn hier vorn am Hotel rasseln die Munitionskolonnen und fauchen die Autos in einer ewig wirbelnden Staubwolke vorüber. Im Hotel gibts so gut wie nichts: Fleisch, Wurst, Eier, Butter — alles ausgegangen. Eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier! Der Wirt ist in Berlin. Ein Picolo und der Hausknecht führen die Wirtschaft. Aber erst müssen wir etwas Proviant holen für den langen Tag. Der Fleischer hat weder Speck noch Wurst, die

Molkerei ist geschlossen, ein Drogist hat alte Butter in einem Faß — nur zum Kochen. Eier, Obst — nichts ist aufzutreiben. Da lese ich auf einem Schilde gegenüber „Hausfrauenverein“ und sogleich fällt mir allerlei Gutes ein, das ich von den ostpreussischen Hausfrauenvereinen gehört habe. Frau Boehm aus Lamgarben hat sie ins Leben gerufen. Lamgarben liegt in Schutt und Asche. Laß sehen, ob der Geist tapferer Selbsthilfe, der von dort ausging, noch am Leben ist. Ich trete in den hellen Laden und sehe zahlreiche Käufer, die von helläugigen Frauen rasch bedient werden, so daß ich nicht lange zu warten brauche. „Gibt's Eier?“ „Ja!“ „Frische Tafelbutter?“ „Ja!“ „Obst?“ „Von allen Sorten.“ Honigbirnen und Hasenköpfe bester Qualität. Aber mehr: es ist sauber und ordentlich im Laden. Der einzige Raum, in dem Sauberkeit und Ordnung vom Kriege nicht gestört wurde. Tausende von Soldaten sind durchgekommen und mit Lebensmitteln versehen worden; die Russen haben hier im Quartier gelegen, die Läden wurden geschlossen, ihre Besitzer flohen — der Hausfrauenverein hat eine Tür offen gehalten, hat Lebensmittel herangeschafft, so viel, daß der Feind satt wurde und nicht zur Verwüstung schritt. Die Bäckergesellen stehen im Felde; so haben die verlassenen Dienstmädchen sich den Bäckermeistern zur Verfügung gestellt und haben Brot gebacken. Und wenn Rastenburg heute keine Trümmerstätte ist, so haben seine tapferen Frauen, die ausgehalten und in aller Gefahr ihre Pflicht getan haben, nicht das kleinste Verdienst daran. Viel, viel liegt in Trümmern im herrlichen Ostpreußen. Ich habe gestern den halben Horizont brennen sehen. Was mich dabei getröstet hat, neben dem prachtvollen Vorgehen unserer Truppen, das waren bei Gott die tapferen Frauen von Rastenburg. Laßt die preussischen Mauern zusammenbrechen. Wenn der alte Preußengeist nur lebt, sollen sie wieder auferstehen, fester und gerader als zuvor.

Rudolf von Koschützki, Kriegsberichterstatter.

(Königsberger Anzeiger. Nationale unabhängige Tageszeitung. 15. Jhg. Nr. 259. Königsberg i. Pr., Freitag, den 18. September 1914. S. 3.)

Östliches Hauptquartier, 12. September 1914. *Wo die Russen gehaust haben...* Von unserem auf den östlichen Kriegsschauplatz entsandten Berichterstatter. Seit vorgestern sind wir 130 Kilometer mit dem Wagen gefahren, und morgen haben wir wieder sechzig Kilometer vor uns. Täglich ein anderes Quartier in kleinen Orten, die die Russen eben verlassen haben. Auf unserm Weg Züge von Munition. Proviantkolonnen, Verwundeten, Flüchtlingen, Herden von herrenlos umherirrendem Vieh, die Rinder lahm mit schäumendem Maul, alle krank an Maul- und Klauenseuche, die sich schnell über die ganze Provinz ausbreitet. Tote Pferde liegen in den Straßenrinnen und auf dem Acker. Felle von geschlachteten Tieren liegen auf den Stoppelfeldern und ein abgeschlagener Ochsenkopf, dessen weit offene Augen in den Himmel glotzen. Das Leid ist lahm und hinkt nach. Vorn in der Schlachtreihe ist es nicht. Dort ist alles Feuer und Kraft. —

Ich stand auf der Höhe bei Drengfurth, den Spiegel des Resauer Sees zu Füßen, rings um mich her der waldbegrenzte Horizont. Und aus diesem meilenweiten Horizont raucht und dampft es wie aus hundert Kratern. Rote Flammen lecken unter den schweren Rauchwolken auf, jähe Blitze zucken aus den Kanonenrohren und weiße Wölkchen werden am Himmel geboren, reizende Wölkchen, überall wie Ra-

keten aufplattend und mit dem Winde fortziehend, als wären es Spielzeuge — nicht kugelregnende Geschößgarben. Links auf der Höhe, etwas rückwärts am Hange, dessen trockener Lehm von Schützengraben und Granaten gepflügt und zerrissen ist, schießen schwere Geschütze in weitem Bogen über den See und die Hügel hinüber. Mit einem klagenden, zitternden Heulen fliegen die schweren Granaten durch die Luft, als wenn sie ganz in der Nähe wären. Im Hohlweg herauf jagen Reiter und stürzen sich mit rasendem Hufgeklapper auf das Schlachtfeld hinab. Am See entlang ziehen lange Schützenschwärme nach links. Vor dem Fuchsberg fahren Batterien auf. Lange Züge reitender, fahrender, marschierender Truppen kommen von rechts aus irgendwelchen Deckungen hervor. Auch die schweren Geschütze auf unserm Berg werden bespannt und donnern den Hohlweg hinab. Autos kommen und verschwinden blitzschnell. Dort hinter den Wäldern in der linken Flanke des Feindes entwickeln sich stärkere deutsche Kräfte, Kavalleriedivisionen sind zwischen den Seen meilenweit durch die Wälder geritten, stündlich wird ihr Eingreifen erwartet.

Um 4 Uhr hören die unheimlichen weißen Wölkchen allmählich auf, über unsern Truppen zu erscheinen. Die Russen sind im Rückzug hier auf ihrem linken Flügel. Zwei Tage haben unsere schweren Geschütze von dem 150-Meter-Hügel hinter Drengfurth geschossen. Absichtlich hat man den Kampf hier in die Länge gezogen, um für die Umgehung Zeit zu gewinnen. Jetzt ist es so weit. Vielleicht hat der Feind Wind bekommen. Das Zurückfluten und Nachdrängen beginnt. Wie wird es enden! Wir müssen zurück nach Rössel, um unser Gepäck zu holen — fluchend, denn es ist ein ungeheurer Umweg. Heute nacht Quartier in *Barten*. Dann schlagen wir den Feld- und Waldweg über Sechserben und Birkenfeld ein. Auf dem Waldweg wurde gestern noch ein deutscher Radfahrer-Soldat aus dem Hinterhalt erschossen. Es ist ein herrlicher Wald, und es sind ein paar wunderschöne Güter, Sechserben und Birkenfeld. Große, herrschaftliche Wohnhäuser, weitgebaute Wirtschaftsgehöfte mit langen Scheunen, Ställen, Speichern und vielen gut gebauten Arbeiterhäusern, Glashäusern, großen Obstgärten und Parks — waren da vor ein paar Tagen. Jetzt sind es Trümmer, schwarze, rauchende Trümmer — alles bis auf eine kleine Schmiede. Grauenhaft!

Auf dem Felde liegen noch überall tote Russen. Bei einigen muß die Totenstarre augenblicklich eingetreten sein. Ein aufgehobener Arm ist mitten in der Bewegung erstarrt. Die meisten haben Kopfschüsse, einem ist die Schädeldecke fortgerissen. Noch war keine Zeit, sie zu beerdigen. Die Schlacht tobt weiter; die Einwohner obdachlos, beraubt, sind fort. Im Obstgarten ist nicht eine Frucht mehr an den Bäumen. Unter einer Linde liegt ein hübsches Füllen, das fliehend von einer Kugel getroffen wurde. Im Ziergarten stehe ich plötzlich vor einem großen Beet leuchtend bunter Astern. Auf einem Balkon des verbrannten Schlosses ein Kasten mit frischblühenden Geranien. Ein merkwürdiger Eindruck, diese Reste still blühender Schönheit mitten in der Verwüstung. Die Bäume sind voll von Geschossen, gestürzte Bäume sperren den Weg. Oben auf dem Kleeacker lange Verschanzungen mit Stacheldrahtverhauen. Hier haben unsere Braven die Russen herausgetrieben, haben aufgehört zu feuern, wenn die Russen mit aufgehobenen Armen herauskamen, bis sie verräterisches neues Feuer aus nächster Nähe erhielten.

Immer wieder dieses verräterische Feuer von Truppen, die sich scheinbar ergeben. So wurde der Oberst der 33. Infanterieregiments unter dem weißen Taschentuch

hindurch auf fünf Schritte erschossen. So fallen unausgesetzt deutsche Soldaten, denen Betrug und Verrat unbekannte Kampfmittel sind. Ein deutscher Unteroffizier hielt mit 23 Mann einen russischen Eisenbahnzug an, dessen mit Munition gefüllte Wagen mit dem — Roten Kreuz versehen waren. Nachdem sich unsere Leute von dem Betrug überzeugt hatten, befahl der Führer: „Zug zurückfahren!“ Der russische Zugführer: „Maschine kaput, kann nicht fahren.“ Der deutsche Unteroffizier: „Wenn Maschine nicht gleich zurückfährt, gehst Du auch kaputt!“ Worauf sich der Zug sogleich in der gewünschten Richtung in Bewegung setzte.

v. Koschützki, Kriegsberichterstatter.

(Berliner Abendpost. Nr. 219. Freitag, den 18. September 1914 [Jhg. nicht erkennbar]).

Königsberg, 19. September 1914. *Über die Kriegsgefangenen der Russen in Rastenburg* ist, wie die „Rastenburger Zeitung“ schreibt, eine Liste aufgestellt, die wohl nicht alle, aber doch die meisten Namen der in der Stadt und in den benachbarten Ortschaften gemachten Gefangenen enthält. Jeder einzelne Fall ist ausführlich dargestellt, und das gesammelte Material bildet ein umfangreiches Aktenstück.

In der Liste haben wir es mit rund 90 Zivilpersonen zu tun, die aus den Häusern oder von der Straße weggeführt wurden. Darunter befinden sich Knaben im Alter von 13, 15, 16 und 18 Jahren, Männer von über 60 bis 72 Jahren. Das Gut Woplacken verlor durch die russische Razzia mit einem Schläge alle Arbeiter. Zugleich im Namen der andern beteiligten Familien haben zwei Bürger unserer Stadt, deren Knaben in noch schulpflichtigem Alter weggeschleppt wurden, eine Eingabe an die Behörden gerichtet, in der ersucht wird, auf diplomatischem Wege die Freilassung der gefangenen Söhne, Männer und Väter zu erwirken.

Eine begehrte Beute waren dem russischen Militär die ostpreußischen Pferde. Die Soldaten verließen wohl keine Ortschaft, ohne daß sie Pferde wegnahmen. Das *Königliche Landgestüt* büßte etwa 20 Hengste ein. Die gräfliche Begüterung *Dönhofstadt* wurde all ihrer Pferde beraubt. Auch sämtliche Kutsch- und Spazierwagen nahmen die Russen mit. Vielen Flüchtlingen wurden die Pferde von den Wagen ausgespannt. In der Stadt wurden gleichfalls aus einzelnen Ställen Pferde herausgeholt. Hotelbesitzer Rennekampff rettete vor den Kosaken seine Pferde nur dadurch, daß er den Soldaten drohte, sie beim Oberstkommandierenden zu melden.

(Königsberger Hartungsche Zeitung. Nr. 439. Morgenausgabe. Sonnabend, 19. September 1914. S. 4 ([Jhg. nicht genannt!].)

Rastenburg, 29. September 1914. Der Besitzer des Gasthauses „Stadt Königsberg“ ist ein Namensvetter des russischen Generals *Rennenkampf*, hat aber sonst nichts mit ihm zu tun. Dieser Umstand rettete sein Haus vor russischer Plünderung. Und das kam so. Kommt da ein Kosak in die Gaststube gestürmt und schickt sich an, „ohne Geld zu kaufen“. Da schreit ihn der Besitzer auf polnisch an: „Ich heiße Rennenkampf. Sofort werde ich meinem ‚Onkel‘ melden, daß du plünderst!“ — Und raus war der Kosak wie der Wind — ohne Ware. (Preußisch-Litauische Zeitung. Gumbinner Zeitung und Anzeiger. 103. Jhg. Nr. 204. Gumbinnen, Donnerstag, den 1. Oktober 1914, S. 3.)

Rastenburg, 5. Oktober 1914. *Eine Besprechung über die Kriegsschäden*. Freitag mittag fand im Kreishause in Gegenwart des neuen Oberpräsidenten der Provinz, v. Batocki, und des Regierungspräsidenten von Königsberg, Graf v. Keyserlingk, eine Besprechung über die Kriegsschäden im Kreise Rastenburg statt, zu der sämtliche Kreisausschuß- und Kreistagsmitglieder eingeladen waren. Der Oberpräsident unterrichtete sich eingehendst über die Verhältnisse im Kreise und die durch den Einbruch der Russen verursachten Schäden. (Ostpreußische Zeitung. 66. Jhg. Nr. 274. Königsberg i. Pr., Dienstag, den 6. Oktober 1914. S. 3.)

Rastenburg, 4. Oktober 1914. *Das Beileidsschreiben der Stadt zum Heldentod des Oberst Stern*. Aus Anlaß des Todes des Oberst Stern, des Kommandeurs des hiesigen Grenadier-Regiments, welcher bei den Kämpfen in Rußland gefallen ist, haben die hiesigen städtischen Körperschaften folgendes Beileidsschreiben an das Regiment gerichtet:

Dem Grenadier-Regiment König Friedrich der Große im Felde

bezeugt die Stadt Rastenburg als Garnisonsstadt zum Verlust seines Kommandeurs, des Herrn Oberst Stern, tiefste Anteilnahme. Als wir nach den wechselvollen sich drängenden Kriegsereignissen im Osten, nach einer *achtägigen Russenherrschaft* in unserer Stadt — während welcher leider das schöne Regimentshaus ein Opfer russischer Zerstörungswut geworden ist — städtischerseits daran denken konnten, mit unseren Garnisontruppen wieder in Fühlung zu treten, war es ein ganz anderer Gedanke, den wir erwogen. Es war der Gedanke, eine Liebesgabe in Form von Wollsachen an die Tapferen unserer Garnison abzusenden, die glorreich mitgeholfen, Ostpreußens Dörfer und Städte von Feindesschrecken zu befreien.

Mit diesem Gedanken beschäftigt — der hoffentlich in Bälde wird seine Ausführung erfahren können — erreicht uns die Nachricht, daß Herr Oberst Stern auf dem Felde der Ehre gefallen ist. Die Bewohner der Stadt fühlen mit ihrem Regiment, mit dem sie so innige Beziehungen aus so viel Friedensjahren verbinden, das Große und Schwere dieses Verlustes, dessen Bedeutung sicherlich über die Reihen des Regiments weit hinausreicht.

Wir wissen recht wohl, daß jetzt eine Zeit des Trauerns nicht sein darf, daß unser allbewährtes Regiment durch Opfer nur zu um so größerer Kraftentfaltung sich getrieben fühlen wird und der Zeitpunkt zum Austausch aller Gefühle am glorreichen Tage der Rückkehr in unsere Stadt allein in Gottes Hand steht; aber ein Wort innigster, achtungsvollster Teilnahme an der ruhmvollen Bahre des gefallenen Oberst Stern wollen wir uns nicht versagen.

Der Magistrat
der Stadt Rastenburg

Die Stadtverordneten-Versammlung

(Ostpreußische Zeitung. 66. Jhg. Nr. 274. Königsberg i. Pr., Dienstag, den 6. Oktober 1914. S. 3.)

Rastenburg, 4. Oktober 1914. *Aus der Stadtverordnetenversammlung* berichtet die „Rastenburger Zeitung“ folgendes:

Unter dem Eindruck der Erlebnisse und im Rahmen der durch den Krieg gegebenen Verhältnisse standen die gestern im Rathaussaale abgehaltenen Verhandlungen. Sieb-

zehn Stadtverordnete waren anwesend, am Magistratstische saßen Bürgermeister Pieper und die Stadträte Küßner, Gramberg, Rohmann und Gronau. Der bei der russischen Besetzung der Stadt eingesetzte Bürgerausschuß hatte an einem besonderen Tisch Platz genommen. Stadtverordnetenvorsteher Reschke eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache, in der er auf die traurige Lage der Provinz hinwies und der besonnenen und umsichtigen Führung der Verwaltung der Stadt während der russischen Besetzung den Dank der Versammlung aussprach. Dann nahm Bürgermeister Pieper das Wort, um die Ereignisse während des feindlichen Einfalls und die Maßnahmen des Bürgerausschusses zu erläutern. Dem Bericht des Bürgermeisters schloß sich ein Bericht des Führers der Bürgerwehr, Herrn Kültzau, an. Der Stadtverordnetenvorsteher nahm nochmals Anlaß, dem Ortsausschuß und der Bürgerwehr für die erwiesene Treue und Festigkeit zu danken. Die Versammlung gab diesem Dank durch Erheben von den Sitzen Ausdruck, um darauf in die geschäftlichen Verhandlungen einzutreten. Der letzte Teil der Verhandlungen wandte sich wieder der Kriegslage zu. Es wurde beschlossen, die an die Russen gezahlte Kriegskontribution von 22 000 Mark auf den laufenden Etat zu übernehmen. Der Bürgerwehr wird als äußeres Zeichen der Anerkennung die Summe von 3 000 Mark überwiesen. (Königsberger Hartungsche Zeitung. Nr. 468. Abendausgabe, Dienstag, 6. Oktober 1914. 2. Bl.)

Rastenburg, 23. Oktober 1914. *Reiche Liebesgabensammlung durch eine Telephonistin.* In Rastenburg hat eine junge Telephonistin dem Lazarett eine außerordentlich reiche Zuwendung gemacht. Das junge Mädchen, das aus dem Dörfen Grünhagen (Kr. Pr. Holland) stammt, hat in seinem Heimatsort eine Sammlung von Liebesgaben eröffnet, die einen reichen Ertrag brachte. 1 000 Eier, 15 Pfund Wurst, 1/2 Zentner Schweinefleisch, Obst, Butter, Geflügel und andere gute Sachen wurden von den Dorfbewohnern gespendet, und das junge Mädchen übergab die Sammlung freudestrahlend dem Rastenburg-Lazarett. (Ostdeutsche Volkszeitung. General-Anzeiger für Ostpreußen. 54. Jgh. Nr. 226. Insterburg, Sonntag, 25. Oktober 1914, S. 2.)

Rastenburg, 25. Oktober 1914. *Durch die Russen ermordet* wurden, wie die „Rastenburg-Zeitung“ hört, im Kreise Rastenburg 40 Personen. Die Zahl der von den Russen mitgeschleppten Zivilpersonen beträgt im Kreise Rastenburg 300. Danach dürften hier die meisten Zivilgefangenen gemacht sein, was mit darauf zurückzuführen ist, daß im Kreise Rekrutentransporte von den russischen Patrouillen überfallen wurden. (Ostdeutsche Volkszeitung, General-Anzeiger für Ostpreußen. 54. Jgh. Nr. 227. Insterburg, Dienstag, 27. Oktober 1914. S. 1.)

Barten, 25. Oktober 1914. *Von den Kosaken erschossen.* Der Baptistenprediger Johann Bobrowski, 51 Jahre alt, und sein sechzehnjähriger Sohn Willy B. aus Grodzisko, Kreis Johannisburg, sind, wie erst jetzt bekannt geworden, nachdem sie auf der Flucht vor den Russen bis Barten gekommen waren, den Kosaken in die Hände geraten und von diesen erschossen. Beide sind in Barten beerdigt worden. (Ostdeutsche Volkszeitung. General-Anzeiger für Ostpreußen. 54. Jgh. Nr. 227. Insterburg, Dienstag, 27. Oktober 1914, S. 1.)

Insterburg, 31. Oktober 1914. Kleine Nachrichten. Die Russen haben bei ihrem unerbetenen Besuch in Drengfurt auch unseren Vereinen einen Schaden zugefügt, indem

ein großer Teil des Vereinsinventars zerstört ist. So ist der *Schützengilde* dort die wertvolle *Königskette* entwendet worden. An ihr waren Königsorden vom Jahre 1830 ab vertreten.

In Waldriede, einem Vorwerk bei Seligenfeld im Kreise Rastenburg, wurde dieser Tage, wie die Rastenburg-Zeitung berichtet, beim Rübenausnehmen eine von einem Lanzenstich durchbohrte Leiche eines unkenntlich gewordenen Mannes gefunden. Gesicht und Hände waren angefressen. Eine Beraubung hatte nicht stattgefunden, da bei der *Leiche* noch ca. 20 Mark bares Geld gefunden worden sind. (Ostdeutsche Volkszeitung. 54. Jgh. Nr. 231. Insterburg, Sonnabend, 31. Oktober 1914. S. 2.)

Insterburg, 1. November 1914. Kleine Nachrichten. *Wie die Stadt Rastenburg für ihre Garnison sorgt.* Bei der Abgabe der ersten Liebesgaben-Sendung an das Grenadier-Regiment war vereinbart, daß die Stadt auch das Waschen der getragenen Wollsachen übernimmt. Gestern traf die Wäsche des 1. Bataillons hier ein. Die Stadt wird die Sachen reinigen und dann wieder an die Front bringen lassen. (Ostdeutsche Volkszeitung. 54. Jgh. Nr. 232. Insterburg, Sonntag, 1. November 1914. S. 2.)

Barten, 1. November 1914. *Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges* machen sich auch in unserem Orte mehr und mehr bemerkbar. Zwar haben die hauptsächlichsten Nahrungsmittel — Fleisch, Brot, Butter und Milch — keine erheblichen Preiserhöhungen erfahren; aber an vielen anderen Produkten herrscht bereits Mangel. Besonders schwierig gestaltet sich die Heranschaffung des Petroleums. Unser Städtchen befindet sich in bezug auf die Versorgung mit Licht in einer besonders glücklichen Lage; denn das Elektrizitätswerk hat in der Russenzeit keine bedeutenden Beschädigungen erlitten und ist in kurzer Zeit wieder betriebsfähig gemacht worden. Der Mangel an Heizkohlen setzt auch die städtische Verwaltung in Verlegenheit. In der Stadtschule mußte der Unterricht bis auf weiteres ausgesetzt werden, weil sämtliches Heizmaterial aufgebraucht ist. Für die Versorgung der hiesigen Bevölkerung mit Kolonialwaren ist Bürgermeister Müller mit bemerkenswertem Erfolg tätig gewesen; ihm ist es zu verdanken, daß auch beträchtliche Barmittel in Form von Liebesgaben aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands eingegangen sind. Es konnten bereits etwa 3 000 Mark an bedürftige Personen verteilt werden, und eine weitere namhafte Summe steht wieder zur Verfügung. Ein großer Posten von Kleidungsstücken aller Art ist der städtischen Verwaltung von mildtätigen Personen einer größeren deutschen Stadt unentgeltlich überwiesen worden; weitere Sendungen stehen in Aussicht. — An Arbeitsgelegenheit ist gegenwärtig kein Mangel, denn in den Kartoffel- und Rübenfeldern der umliegenden Begüterungen werden viele fleißige Hände zum Bergen der Hackfrüchte gebraucht. Leider fehlt es an den nötigen Zugtieren zum Wegschaffen der reichen Ernte; zudem leiden die wenigen noch vorhandenen Pferde durchweg an allerlei Krankheiten, namentlich Druse und Influenza. Viele Landwirte sind in Sorge, wie sie ihre Viehherden durch den Winter bringen werden; denn ein großer Teil des Rauhfutters und auch viel Futtergetreide ist von den Russen weggeschleppt worden. Der Stand der jungen Wintersaaten ist sehr spärlich, weil die Bestellung der Felder sich stark verzögerte. — Schwer lasten die Folgen des Krieges auf unsern kleinen Gewerbetreibenden und Handwerkern. Viele von ihnen haben ihr gesamtes Arbeitspersonal entlassen, andere sogar den Betrieb gänzlich eingestellt. Das Baugewerbe ruht vollständig; darum ist auch der im Frühjahr in Angriff genom-

mene Erweiterungsbau der Stadtschule nicht fertiggestellt worden. In der *Landwirtschaftlichen Winterschule* wird der Unterricht nicht aufgenommen, weil es an Schülern fehlt; auch ist der Leiter der Schule kürzlich zum Heeresdienst einberufen worden. (Der Gesellige. Graudener Zeitung. General-Anzeiger für West- und Ostpreußen, Posen und das östliche Pommern. 89. Jhg. Nr. 258. Graudenz, Dienstag, 3. November 1914. 2. Blatt, S. 2.)

Barten, 2. November 1914. *Automobilunfall*. Ein schwerer Automobilunfall ereignete sich dieser Tage laut Bart. Ztg. unweit unserer Stadt. Ein von Drengfurth kommendes Militärauto fuhr infolge Versagens der Steuerung gegen einen Chausseebaum. Die beiden Insassen, ein Leutnant und ein Zahlmeister, wurden aus dem Wagen geschleudert und erlitten schwere Verletzungen; sie mußten sofort in das Rastenburg Garnisonlazarett befördert werden. (Ostdeutsche Volkszeitung, General-Anzeiger für Ostpreußen. 54. Jhg. Nr. 235. Insterburg, Donnerstag, 5. November 1914. S. 2.)

Die militärischen Vorgänge und die Kriegsgräber des 1. Weltkrieges im Kreise Rastenburg

nach Max Dehnen

Im Gegensatz zu anderen Landschaften unserer Heimatprovinz wurde der Kreis Rastenburg durch das Kriegsgeschehen des 1. Weltkrieges nur ziemlich kurz berührt, und er wurde auch niemals Brennpunkt größerer Kämpfe oder Schlachten; trotzdem hat das Geschehen auch hier seine schicksalsschweren Spuren hinterlassen: Manch ein Soldat, auf deutscher wie auf russischer Seite, ließ sein Leben und recht schmerzliche Verluste hatte auch die Zivilbevölkerung zu beklagen.

Das entscheidende Ereignis, das zur Besetzung des Kreises Rastenburg führte, war der Abbruch der Schlacht bei Gumbinnen. Der deutsche Oberkommandierende von Prittwitz und Gaffron wollte sich hinter die Weichsel zurückziehen. Es erfolgte nun zwar die Absetzung des Kommandierenden und Hindenburg trat mit Ludendorff an seine Stelle, aber ehe sich dieser Kommandowechsel positiv auswirken konnte, verstrich einige Zeit und der russische Vorstoß erreichte weite Teile Ostpreußens. Die Besetzung des Kreises Rastenburg ging fast ohne Widerstand vor sich. Deutsche Kavallerie deckte den Rückzug unserer Truppen. Sie bereitete den nachfolgenden Russen im Bereich der Bahnlinie Rastenburg—Korschen Aufenthalt. Am 22. August kam es auch zu einem kleineren Gefecht am Galgenberg, bevor am 23. August Rastenburg besetzt wurde.

Von solchen Nachhutgefechten stammte ein Feldgrab an der Bahnstrecke bei Groß Langwalde: Jäger Merker vom Jäg. R. zu Pf. 4 (zugeteilt dem Jäg. Batl. 2), ferner 2 Russengräber auf dem katholischen Friedhof von Korschen und ein Russengrab am Gutshaus in Korschen.

Die deutsche Kavallerie wich nach Bischofsburg im Kreise Rössel aus, wo sich eine Reihe weiterer Gräber aus den Nachhutgefechten befanden. Am größten allerdings ist die Zahl der getöteten Zivilpersonen in diesem Kampfgeschehen; sie übertrifft die Zahl der gefallenen Soldaten. Im Kreise Rastenburg lagen Gräber getöteter Zivil-

personen bei Barten (7), Jäglack (4), Partsch (2), Dönhofstadt (4), Freudenberg (1), Groß Wolfsdorf (6), Rastenburg (Stadtfriedhof, 3).

Nach der Schlacht bei Tannenberg berührte das Kriegsgeschehen unser Kreisgebiet von neuem. Jetzt wandte sich die 8. Armee gegen die Njemen-Armee, die auf eine feste Stellung zurückging. Die deutsche 1. Kav. Div. folgte den weichenden Russen, bis sie von der Kavallerie der aufmarschierenden deutschen Korps abgelöst wurde, und wandte sich dann auf Lötzen zu.

Aus den Gefechten, die mit den weichenden Russen entstanden, stammen folgende Gräber:

Wenden, Dorffriedhof: Gefr. Lubienski vom Jäg. R. z. Pf. 4; 3 Russen.

Groß-Wolfsdorf, Dorffriedhof: Sergt. Seils vom Kür. R. 5.

Barten, Stadtfriedhof: Ulan. Jeske vom Ulan. R. 4.

Köskeim, Dorffriedhof: Gefr. Kuse vom Jäg. R. z. Pf. 9.

Von den Kämpfen um die Feste Boyen im Kreise Lötzen stammen 8 Russengräber an der Wegegabel bei Partsch.

Späterhin berührt vor allem die Schlacht an den Masurischen Seen vom 5. bis 15. September den Kreis Rastenburg, der zum Teil allerdings von den Russen schon geräumt war.

Das XX. Armeekorps ging am 8. September von Rastenburg aus gegen die russischen Stellungen zwischen Mauersee und Nordenburger See (nicht mehr in unserem Kreis gelegen) vor. Die feindlichen Patrouillen werden aus dem Vorfelde zurückgedrängt. Am nächsten Tage schreitet der Angriff der 41. Division bis zum Nordrande der Steinorter Forst vorwärts; ein Bataillon des Inf. R. 18 geht darüber hinaus und besetzt vorübergehend den Fuchsberg. Die 37. Division kämpft bei Drengfurth und gelangt bis zur Höhe des Rehsausees.

In unserem Heimatkreis liegen aus diesen Kämpfen eine ganze Reihe von Kriegergräbern:

Blaustein, Dorffriedhof: Drag. Schaar vom Drag. R. 11.

Drengfurth, Stadtfriedhof: Leutn. Czachowski vom Inf. R. 146; Gefr. Schlepner, Musk. Brink, Matheuszeck vom Inf. R. 147; Gefr. Ludwig, Rotkegel, Musk. Flögel, Wiertalla, Willig vom Inf. R. 150; Kanonier Borkowski vom Felda. R. 73; 3 Russen.

Fürstenu, Dorffriedhof: Musk. Hillger, Hillebrandt vom Inf. R. 150; 3 Russen.

Hochberg, Gutsfriedhof: Musk. Kroll vom Inf. R. 146.

Die weiteren Kämpfe der 41. Division finden seit dem 10. September schon außerhalb des Kreises Rastenburg statt. Die Kreisstadt selbst war bereits im Rahmen der Vorhutgefechte mit den weichenden Russen am 4. September von Reitern des 4. Ulanen-Regiments befreit worden.

Die letzten Kämpfe trug die 37. Division am 10. September 1914 im Nordostzipfel unseres Kreises, in der Marschallsheide, aus. Unmittelbar an der Kreisgrenze entstehen harte Kämpfe um Klein-Guja, das bereits im Kreise Angerburg liegt.

Aus diesen Kämpfen sind folgende Gräber zu verzeichnen:

Marschallsheide, Friedhof an der Försterei: 3 unbekannte Deutsche vom Inf. R. 150.

Marschallsheide, Feldgrab am Wege nach Nordenort, Jagen 11 a; 1 unbekannter Deutscher vom Inf. R. 150.

Marschallsheide, Feldgrab am Wege nach Gerdauen, Jagen 96: 1 unbekannter Deutscher vom Inf. R. 150.

Marschallsheide, 8 Russengräber am Insthaus.

Die meisten Gräber aus diesen Kämpfen liegen jedoch auf einem Kriegerfriedhof in Klein-Guja, unmittelbar am Waldrande der Marschallsheide, aber doch bereits im Kreise Angerburg.

Eine Reihe von Soldaten aus diesen Kämpfen ist anscheinend verwundet nach Rastenburg transportiert worden und sind dort gestorben. Es ruhen auf dem Kriegerfriedhof in Rastenburg: Musk. Neubert, Tullney, Turczinski, Wierzoc, Wronowski vom Inf. R. 18; Uffz. Asmussen, Musk. Grzanna, Gutowski vom Inf. R. 146; Gefr. Hilleberg vom Inf. R. 148 (auch bei Eibenburg aufgeführt); Uffz. Korzick, Lembke, Linka, Marquard, Peitzmeier vom Inf. R. 150; Musk. Brosch, Hillebrandt vom Inf. R. 151; Musk. Murawski, Petrik, Vorderbrügge, Zurheide vom Inf. R. 152.

Schließlich ist auf die Front des XI. Armeekorps hinzuweisen. Dieses thüringisch-kurhessische Armeekorps kam, von Korschen in nordöstlicher Richtung vorgehend, schon am 6. September in Berührung mit dem Gegner und drängte seine Vorposten aus dem Vorfeld auf die Hauptstellung langsam zurück. Die meisten Toten gab es bei diesen Kämpfen bereits auf Gerdauener Kreisgebiet, einige auch im Kreise Rastenburg:

Kröligkeim, Dorffriedhof: Kürassier Bierts, Dolge vom Kür. R. 6.

Kröligkeim, Grab im Obstgarten von Wolf: 1 Russe.

Barten, Gemeindefriedhof: Leutn. Döhler, Reservist Fietsch vom Inf. R. 96; 1 Russe (Kosakenoffizier).

Von Kämpfen des XI. Armeekorps außerhalb des Kreisgebiets wurden einige Gefallene im Kreise Rastenburg beigesetzt:

Barten, Stadtfriedhof: Musk. Kämpfe, Fritzsche vom Inf. R. 71; Musk. Burkhardt vom Inf. R. 94 (96?).

Rastenburg, Kriegerfriedhof: Uffz. Büchner, Gefr. Stolze, Musk. Gutjahr, Panzer, Röder vom Inf. R. 71; Musk. Cramer vom Inf. R. 94; Musk. Orthmann vom Inf. R. 95.

Auf die Kämpfe in der Hancza-Stellung ab 5. Oktober gehen folgende Kriemen die Kriegergräber in:

Barten, Stadtfriedhof: Reservist Hecker, Musk. Weibe vom Inf. R. 167.

Von den Kämpfen an der Ostgrenze Ostpreußens im Njemenbogen und bei Suwalki wurden ebenfalls einige deutsche Gefallene in Rastenburg auf dem Kriegerfriedhof beigesetzt: Gefr. Karnbach, Res. Spremberg vom Res. Inf. R. 9; Landwehrm. Ciesielski vom Res. Inf. R. 49.

Auf die Kämpfe in der Hacza-Stellung ab 5. Oktober gehen folgende Kriegergräber auf dem Kriegerfriedhof von Rastenburg zurück: Uffz. Haber, Musk. Datzke vom Inf. R. 41; Gefr. Sauer vom Gren. R. 4; Musk. Jung vom Inf. R. 44; Füs. Steinhaus vom Füs. R. 33; Uffz. Blunk, Landwehrm. Heuk vom Landw.-Inf. R. 31; Landwehrm. Fretwurst, Kohwitz vom Landw.-Inf. R. 84.; 1 unbekannter deutscher Ulan; Musk. Große, Günther vom Inf. R. 45; Sergt. Faust vom Ulan. R. 8.

Zahlreiche verwundete und erkrankte Soldaten des XXV. Reservekorps sind in den Lazaretten Ostpreußens verstorben:

Rastenburg, Kriegerfriedhof: Offz. Stellv. Grosche, Gefr. Findhammer, Res. Goldmann, Pannasch (Baensch?), Rzehazek, Kriegsfreiw. Salewski, Wehnelt, Zimpel vom

Res. Inf. R. 225; Gefr. Lägél, Musk. Beutler, Landwehrm. Graczyck, Kriegsfreiw. Swienteck vom Res. Inf. R. 226; Uffz. Mummert, Res. von Alkiewicz, Nowack, Sajons, Schelski, Musk. Wachowiak, Wasielewski, Res. Zientkowski vom Res. Inf. R. 227; Gefr. Gürlich, Leffler, Kriegsfreiw. Broja, Schleicher, 1. Unbekannter vom Res.-Inf. R. 228; Musk. Otte, Res. Pankalla, Musk. Pietzke, Res. Spetta vom Inf. R. 229; Musk. Bluhm, Res. Ehr, Musk. Maltasch, Kriegsfreiw. Riedel, Musk. Schmolke, Siwon, Slowik vom Res.-Inf. R. 230; Kriegsfreiw. Leider, Musk. Müller vom Res.-Inf. R. 231; Jäger Katzia vom Res. Jäg. Batl. 21.

Auf die Kämpfe bei Treuburg im Oktober 1914 geht das Grab des Gefr. Malach vom Res.-Inf. R. 34 auf dem Kriegerfriedhof in Rastenburg zurück.

Auf die Kämpfe bei Bakalarzewo Ende Oktober 1914 gehen auf dem Kriegerfriedhof in Rastenburg folgende Gräber zurück: Musk. Füß, Kubowski vom Inf. R. 41; Uffz. Burchert vom Gren. R. 3; Gefr. Strauß, Musk. Arndt, Saul vom Inf. R. 43; Gren. Sowatzki, Wölk vom Gren. R. 4; Gefr. Appel vom Inf. R. 44; Musk. Ladwig, Wuthe vom Inf. R. 45; Feldw. Steinicke, Landwehrm. Buckow vom Res.-Inf. R. 5; Kan. Allenstein vom Felda. R. 16.

Von der Winterstellung 1914/15, Feldstellung Lötzen, Abschnitt Süd, stammt vom Rastenburger Kriegerfriedhof das Grab des Landwehrmannes Ohde vom Landw. Inf.-R. 76.

Auf die Kämpfe in der Angerappstellung, Abschnitt Angerburg, gehen die Kriegergräber von Fleischer und Stendal (Truppenteil unbekannt) auf dem Rastenburger Kriegerfriedhof zurück.

Auf Artilleriebeschuß oder Patrouillenkampf in der Stellung an der Angerapp geht ferner das Grab des Landwehrmannes Rentz vom Landw.-Inf. R. 34 zurück.

Schließlich muß zum Abschluß darauf hingewiesen werden, daß die vorstehende Liste nicht vollständig ist, da nur diejenigen Gefallenen verzeichnet werden konnten, die von ihren Truppenteilen gemeldet worden sind. Aus den Berichten der kommunalen Kreisverwaltung des Kreises Rastenburg wissen wir, daß im Kreisbereich insgesamt 513 Kriegergräber liegen. Ein sehr großer Teil allerdings mag auf das Lazarett in Rastenburg zurückgehen und nur der kleinere Teil auf die Kämpfe im Kreisgebiet selbst. Die Listen bei M. Dehnen erfassen im übrigen auch nur die Kämpfe in Ostpreußen und im unmittelbaren Grenzbereich, nicht aber mehr diejenigen aus der Zeit nach der Befreiung Ostpreußens. Das Lazarett in Rastenburg aber bestand den ganzen Krieg über. Viele Gräber können also noch aus den weiteren Kriegsjahren herrühren.

IV. DIE GESCHICHTE DER KLEINSTÄDTE BARTEN UND DRENGFURTH SOWIE DER GROSSGEMEINDE KORSCHEN

Geschichte der Stadt Barten

nach „Ostpreussisches Städtehandbuch“ 1926

Barten ist ein uralter Ort. In stiller, ruhiger Abgeschiedenheit, im Herzen der Provinz, an dem Fließchen Liebe gelegen, mit seinem Schloßberg und der alten, ehrwürdigen Ordensburg von einem verträumten Zauber umspinnen, macht die Stadt zwar einen alten, aber würdigen Eindruck. Die erste Siedlung in der Heidenzeit soll auf dem Wall oder alten Schloßberg zu suchen sein.

Die älteste bekannt gewordene Urkunde stammt aus dem Jahre 1289 und ist ausgestellt von dem Landmeister von Preußen, Meinhard von Querfurt. In derselben gibt der Landmeister den Bartnern Butilabes und den Söhnen des Muntiv eine Handfeste über die Felder, die vorher Golte, Sokor und Kirsne besessen haben.

Im Jahre 1359 erhielt Barten die Stadtgerechtigkeit.

Der Ort selbst ist, wie schon sein Name sagt, sehr viel älter und bereits eine altpreussische Siedlung gewesen. Dies bestätigt auch die alte pruzzische Burganlage, an deren Stelle der Deutsche Orden später seine Burg- und Befestigungsanlagen massiver ausbaute.

Barten hat nicht nur bei den alten Preußen, sondern bis in die späte Zeit des Ordens eine bedeutende Rolle als Hauptort des Bartener Landes gespielt.

Die Errichtung der deutschen Ordensburg Barten erfolgte im Jahre 1325. Die vorzüglich angelegte Ritterburg trat an die Stelle der aus Baumstämmen und Steinen auf dem heidnischen Schloßberg errichteten, jedoch im Laufe der Jahrzehnte durch die fortwährenden Kämpfe arg mitgenommene Preußenburg als ein widerstandsfähiger, massiver und wuchtiger Bau. Das heute noch tadellos erhaltene Bauwerk zeugt von der großen Kunstfertigkeit und Tüchtigkeit deutscher Burgenbauer.

Nach langen schweren Kämpfen versprachen die Barter um 1240 Gehorsam gegen die Herrschaft des Ordens und die Annahme des Christentums.

Als nach dem unglücklichen Ausgang der Kämpfe mit den Polen (1410) die Bischöfe von Samland, Pomesanien und Ermland dem polnischen König den Eid der Treue leisteten und sich die meisten Städte und Burgen demselben ergaben, hat Barten gleich den anderen ostwärts gelegenen Burgen dem Orden die Treue gehalten und sich behauptet.

Das Jahr der Erbauung der alten ehrwürdigen Ordenskirche kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Nach schriftlichen Aufzeichnungen aus dem 16. Jahrhundert soll sie aber in den ersten Jahren nach Erbauung der Burg, also zwischen 1325 bis 1330 errichtet worden sein. Zur Zeit, als Ostpreußen Eigentum der russischen Krone war, schenkte die Kaiserin Katharina von Rußland der Kirche einen Kronleuchter aus Messing, der auch heute noch im Gebrauch ist.

Aus Anlaß der letzten Teilung Polens verlor Barten seine Garnison und mußte zusehen, wie durch die Einführung der preussischen Zentralisation der Sitz der Kreisbehörden, des Landbaumeisters, ferner des umfangreichen Steueramts nach der Nachbarstadt Rastenburg verlegt wurde; auch ging der Sitz des Kreisgerichts verloren.

Es war somit kein Wunder, daß Handel und Wandel stockte, der Wohlstand der Bürger erheblich litt und die Entwicklung der alten Stadt sehr gehemmt, ja sogar unmöglich gemacht wurde.

Die äußere Geschichte der Stadt Barten ist eine beinahe ununterbrochene Reihe von Leiden gewesen. Krieg und Feuersbrünste, welche die Stadt niederlegen, Seuchen, die ihre Bewohner dahintrafen, und Teuerungen, welche die trübsten Notstände heraufbeschworen, lösten einander ab.

Der schwer heimgesuchte ehemalige Hauptort des weiten Bartener Landes hat aber, stets eingedenk seiner stolzen Vergangenheit, allen Schicksalschlägen zum Trotz in inniger Treue und Liebe zum Vaterland gehalten.

Hennenberger schreibt in seiner „Erklärung der Preussischen grössern Landtaffel oder Mappen“ vom Jahre 1595 über Barten:

„Barthen ein Schloß. Vnd sol alda Bartho seinen sitz gehabt haben. Das Schloß ist gebawet / Anno 1365. Alb: Mörlen vnd Mülfelts Chronica setzen / 1375. vnd hat ein Stedlein etwas daruon liegent / auch des namens. Zwischen dem Schloß vnd Stedtlein / ligt noch ein alter Schloßberg / obs aber Barthonis gewesen / kan man nicht wissen.

Das Schloß Barthen / hat auch ein Conuent gehabt.

Im grossen Kriege / Anno 1455. Ergibt sich das Schloß wiederumb an den Orden / vnd wurde hernacher auch besetzt.

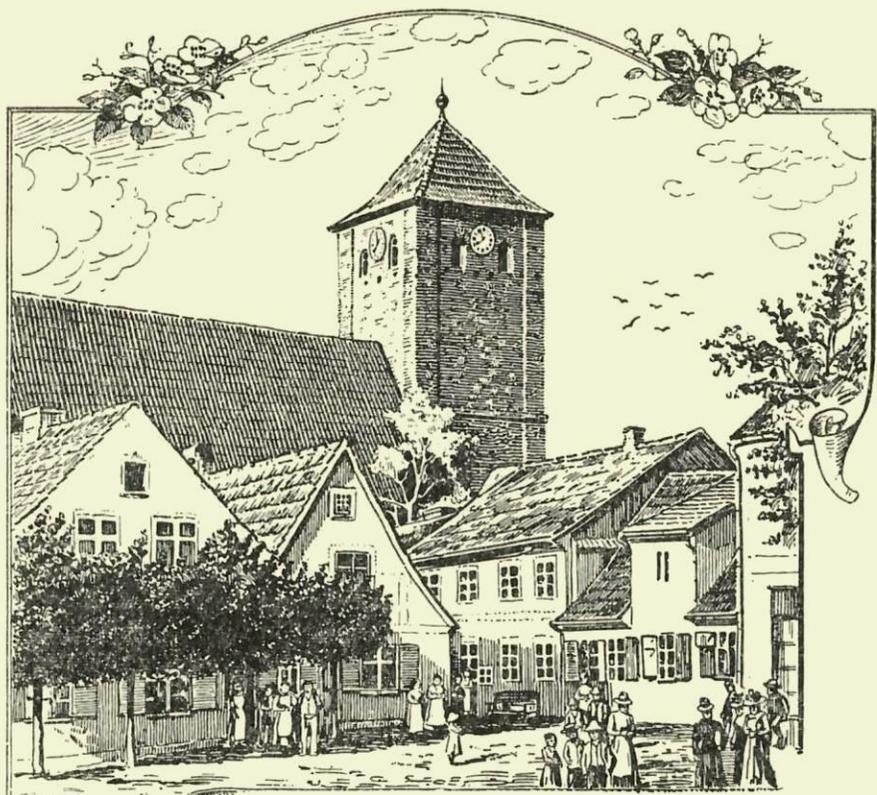
Das Stedtlein ist vor etzlichen jahren gar ausgebrandt.“

Über die Verhältnisse in neuerer Zeit gibt ein Beitrag im „Ostpreussischen Städtehandbuch“ vom Jahre 1926 Auskunft. Wir lassen die Angaben folgen:

Personalangelegenheiten: Bürgermeister: Blaedtke, seit dem 28. Dezember 1918 im Amte. Beigeordneter: Koettlitz, Kantor, mit Dienstalter vom 12. März 1926. Magistratsmitglieder: Kaufmann Wilhelm, Schmiedemeister Wien, Kaufmann Samland und Lehrer Lemke. Stadtverordnete: Stadtverordnetenvorsteher Schuelke, Quoff, Falke, Zimmermann, Leitmeyer, Nitsch, Lammerz, Klein, Dormeyer, Lawrenz und Schaefer (10 Bürgerliche, 1 Sozialdemokrat). Beamte: Stadtkassenrendant Fritz und Polizeiwachtmeister Zander. Außerdem zwei Dauerangestellte und ein Gehilfe. Ausschüsse und Deputationen: Gesundheits-, Armen-, Friedhofs-, Feld- und Wege-, Schul- und Baudeputation. Einquartierungs- und Revisionskommission für die Stadtkasse. Im Kreistage ist die Stadt durch den Bürgermeister Blaedtke vertreten. Das Amtsgericht leitet Amtsgerichtsrat Nicolai. Spar- und Darlehnskassenverein: Vorsitzender Kantor Koettlitz. Um 1930 Vorsitzender Landwirt Erich Zach-Taberwiese.

Städtische Anstalten und Betriebe: Städtisches Elektrizitätswerk mit Anschluß an das Überlandwerk Königsberg. Jahresverbrauch 30 000 Kilowattstunden. Lichtstrom 60 Pf. und Kraftstrom 40 Pf. pro Kilowattstunde. Seit 1910 Straßenkanalisation mit Kellerentwässerung. Gemeindefriedhof vorhanden.

Schul- und Kirchenangelegenheiten: Höhere Privat-Knaben- und Mädchenschule. Leiterin: Oberlehrerin M. Mittrich. Besuchsziffer 37 Schüler. Volksschule mit 195 Kindern; Leiter: Rektor Matthaë. Berufsschule 26 Schüler; Leiter: Lehrer Lemke.



Evangelische Pfarrkirche in Barten.

Haushaltungs- und Rechnungswesen: Die Höhe des Hauptetats 1925 beträgt 53 000 Mark. Zuschläge 200 Prozent zur staatlichen Steuer vom Grundvermögen und je 400 Prozent zur Gewerkekapital- und Gewerbeertragssteuer. Nebenetats sind nicht vorhanden. Vermögen der Stadt in Grundstücken und Liegenschaften: 215 000 Reichsmark. Schulden: 30 000 Mark.

Wohlfahrts- und Armenwesen: Es ist ein Hospital für 12 Insassen vorhanden.

Hoch- und Tiefbauten: In den letzten Jahren sind vier Wohnhäuser mit 16 Wohnungen gebaut worden, wovon die Stadt zwei Wohnhäuser mit acht Wohnungen in eigener Regie errichtet hat. Für das Jahr 1926 ist der Bau eines Zehnfamilienwohnhauses mit Kleinwohnungen geplant.

Verkehrsverhältnisse: Die Stadt hat Kleinbahnverbindung nach Rastenburg (18 km), Drengfurt (16 km), Gerdauen (16 km) und Nordenburg (18 km). Zu diesen Nachbarstädten besteht auch Chausseeverbindung; desgleichen nach Korschen (16 km).

Einwohnerzahl: 1900 = 1 400; 1910 = 1 220 und 1925 = 1 293. Größe des Stadtbezirks: 976 ha.

Besondere Sehenswürdigkeiten sind die alte Ordensburg mit ihren Altertümern, Schloßgarten und Kirche. 1911 wurden zu Ehren der Krieger des Feldzuges 1870/71

und am 3. August 1924 den im Weltkrieg gefallenen Helden des Kirchspiels Barten Denkmäler errichtet. Beide Denkmäler stehen am westlichen Stadteingang auf dem Verschönerungsplatze vor dem Gemeindefriedhofe.

Die Aufwärtsentwicklung der Kreisstadt Rastenburg behinderte die Kleinstadt Barten erheblich. So wundert es uns auch nicht, daß H. Kelletat in „Die Städte Ostpreußens“ vom Jahre 1934 (S. 280) mitteilt, daß ein Ausbau der Stadt nicht geplant sei. Die Anmerkung „fruchtbare Gegend“ macht beinahe den Eindruck, als suchte man ein Argument, die ländlichen Verhältnisse um das Städtchen zu erhalten.

In der Reihenfolge der ostpreußischen Stadtgründungen steht Barten nach Koch (1927) mit der Gründung im Jahre 1359 an 43. Stelle.

Als Hauptlebensgrundlage der Stadt Barten führt Kelletat an: Ackerbau, Viehzucht, Kleingewerbe und Handel.

Als Haupthinderungsfaktoren in der Stadtentwicklung nennt er: Fehlen der Vollbahn und vorherrschender Großgrundbesitz in der Umgebung.

Die planetarische Lage von Barten fixiert Kelletat: 54° 13,3' nördlicher Breite und 21° 21' östlicher Länge von Greenwich.

Die Höhe über N. N. beträgt 68 m.

Die Zahl der Landstraßen nach allen Richtungen: 5.

Die schnellste Verbindung nach Königsberg beläuft sich auf 2 Stunden, 8 Minuten. Zahl der Eisenbahnlinien: 3. Zahl der Kraftverkehrslinien: 2. Bahnhofsentfernung 0,8 km. Die Entfernung von Königsberg auf dem schnellsten Wege beträgt 95,5 km.

In der Tabelle: „Örtlich gegebene, naturräumliche Energie“ wird für Barten „Fluß und See“ angegeben. Art der Ausnutzung: Mühlenantrieb (Mühle im Besitz der altingesessenen Familie Constantie).

Die Einflußreichweite von Barten gibt Kelletat mit 5,5 km an, und zeigt auf, daß die Reichweite einer Kleinstadt oder Stadt überhaupt wesentlich von ihrer Einwohnerzahl abhängt.

Die Ortslage beschreibt Kelletat: Barten: Am eingeschnittenen Liebeflüßchen am Rande der Staubeckenzone, erhöht in der Landschaft. Urlage wahrscheinlich an der Landenge zwischen zwei nordsüdlich gestreckten kleinen Seen (mindestens aber Sumpfflächen) östlich der Stadt. Ursprünglich: Schutzlage zwischen kleinen Seen mit Zugang im N und Seepaß im SO. Liebetal bei der Stadt besonders eingeeignet (Staumöglichkeit, Mühlenteich).

Geschichte der Stadt Drengfurth

von R. Neufeldt

Drengfurth mit seinen 2 400 Einwohnern lag im alten Bartener Land, in einem von Nord nach Süd verlaufenden Tal, das im Osten vom Fürstenauer Berg begrenzt wird. Um den Ort herum ist schwerer Lehmboden, auf dem Zuckerrüben und Weizen angebaut wurden. Aber auch Sandgebiete sind hier zu finden. Hier erntete man gute Kartoffeln und Roggen. Drengfurth selbst hatte außer zwei Sägemühlen keine Industrie, sondern nur handwerkliche Betriebe. Die Drengfurthener Gegend war ein landwirtschaftliches Überschussgebiet. Die Seen, der Schülzer und der schon zum Kreis

Angerburg gehörende Rehsauer See, zeichneten sich durch großen Fischreichtum aus und kamen der Bevölkerung sehr zugute. Es gab hier fast alle Süßwasserfischarten. Eine besondere Spezialität waren die geräucherten Maränen, die weit über die Grenzen des Landes bekannt waren.

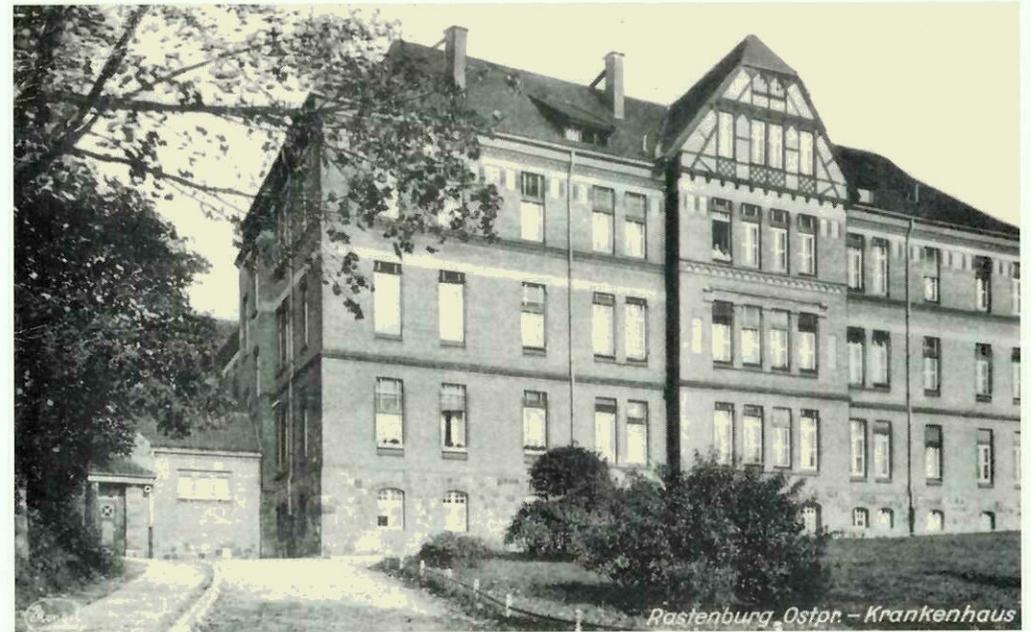
Vermutlich wurde das Dorf Drengfurth im Jahre 1387 gegründet. Später wurde es zur Vorstadt, blieb aber Landgemeinde. Die Gründungsurkunde der Stadt, die Privilegium oder Handfeste genannt wird, ist nach Kulmischem Recht ausgestellt. 1405 erhielt Drengfurth vom Hochmeister Konrad von Jungingen das Stadtrecht und ist eine der wenigen Städte Ostpreußens, die sich nicht an eine Burgranlage anlehnten. Der Grund hierfür war einerseits in der sicheren Lage im Schutze des Fürstenauer Berges, der schon seit der altpreußischen Zeit einen Ringwall trug, zu suchen, andererseits gaben in der weiteren Umgebung der Mauersee, der Rehsauer See, die Burgen Angerburg und Barten und die befestigten Orte Wolfshagen und Guja der Stadt Sicherheit.

Das erste Schulzenamt hatten die beiden Brüder Seyfahrt und Peter Wolf inne. Aus der Handfeste geht auch hervor, daß bereits bei der Gründung der Stadt eine Kirche im Ort stand, die wahrscheinlich bei der Errichtung des Dorfes mit erbaut worden war.

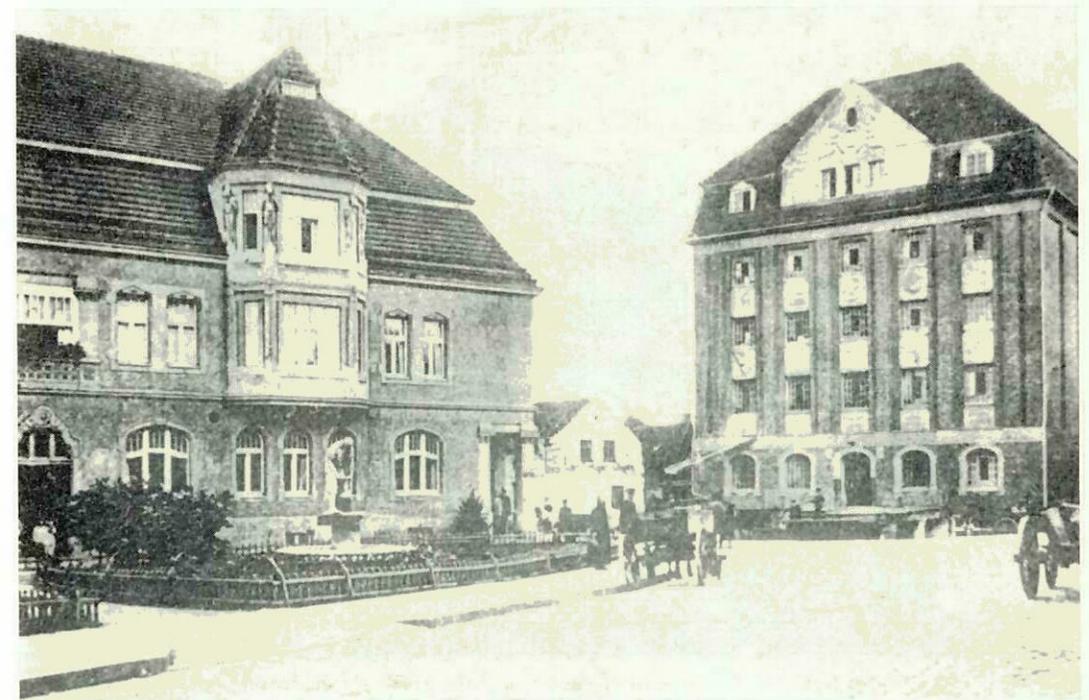
Auch von Krisen und Notzeiten kündigt die Geschichte des Städtchens. Die Pest, die 1416 im Lande wütete, suchte auch Drengfurth schwer heim und verringerte seine Bevölkerung um ein Drittel. Der unglückliche Krieg gegen die Litauer und Polen zwang den Orden, der Bevölkerung eine hohe Steuer aufzuerlegen. Die hierdurch hervorgerufene Unzufriedenheit brachte das Volk dahin, daß die Städte des Landes zusammen mit einem Teil der Ritterschaft sich zum Schutz und Trutz gegen den eigenen Landesherrn am 13. März 1440 zusammaten. Als der Orden gegen diesen Bund zu Felde ziehen wollte, stellte er sich mit seinem Anführer Johann von Baysen am 4. Februar 1441 unter die Herrschaft Polens. Die Folge hiervon war, daß neben allen übrigen Städten auch Drengfurth durch seinen Vertreter, den Bürgermeister Johann von Drengfurth in Königsberg am 19. Juni 1454 dem Polenkönig Treue und Gehorsam versprachen. Da der Bund ein eigenes Bundesheer unterhalten mußte, zwang er die Bevölkerung zu größeren Abgaben und Zöllen, als der Orden je gefordert hatte.

Als das Bundesheer am 16. September 1454 bei Konitz vollständig besiegt wurde, fielen die meisten Städte, darunter auch Drengfurth, wieder von Polen ab und kehrten zu ihrem alten Landesherrn zurück. Trotzdem ging dieser 13jährige Krieg für den Orden unglücklich aus. Im zweiten Thorner Frieden 1466 verlor er Teile Westpreußens und das Ermland, das durch Personalunion dem polnischen König unterstellt wurde. Außerdem mußte der Hochmeister des Deutschen Ordens den polnischen König als obersten Lehnsherrn anerkennen und hohe Kriegskosten bezahlen. Jetzt sah sich der Orden genötigt, zur Abzahlung der ungeheuren Landesschulden und zur Befriedigung der Söldnerhauptleute eine große Zahl von Gütern, Dörfern und Städten teils zu verkaufen, teils als Lohn in Zahlung zu geben. Dazu gehörte auch Drengfurth, das im Jahre 1469 dem Söldnerhauptmann Vogt verpfändet wurde.

Nach dem Übertritt des letzten Ordenshochmeisters Albrecht von Hohenzollern zur Reformation und der Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum gingen die Bürger im ganzen Lande mit neuer Tatkraft an den Ausbau ihrer



Krankenhaus in Rastenburg.



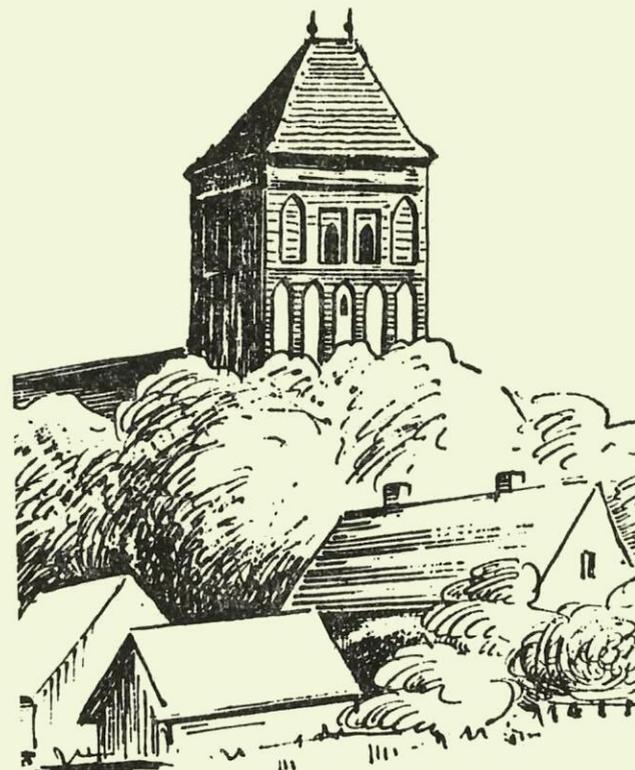
Rastenburger Mühlenwerke.



Raiffeisenhaus in Rastenburg, erbaut 1909—11.



Präparandenanstalt in Rastenburg.



Evangelische Pfarrkirche (Ordenskirche) in Drengfurth (nach „Das Ostpreußenblatt“).

Städte. Ein Zeichen dieses Aufschwungs in Drengfurth ist die Verleihung eines Jahres- und Wochenmarktes. In die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt noch die Verleihung des Zunftrechtes für die Gerber, Schuster und Schmiede.

Es kam auch unter dem neuen Herzog zu Grenzkriegen mit Polen. Die Folge dieser Kriegszeiten und Hungersnöte waren viele Seuchen und Epidemien. Im Jahre 1595 wurde Drengfurth von den Pocken heimgesucht, an denen 50 Menschen starben.

Im Jahre 1618, in dem Ostpreußen zufolge des im Jahre 1569 geschlossenen Erbvertrages an den Kurfürsten von Brandenburg kam, mußte auch Drengfurth die hohenzollernsche Sparsamkeit kennenlernen: Um den Wehrwillen der Bürger anzuregen, hatte der Orden überall Königsschießen eingeführt und den Sieger für ein Jahr von allen Steuerpflichten befreit. Doch nun fiel auch in der Stadt Drengfurth dieses Privileg für den Schützenkönig fort.

Vom Elend des 30jährigen Krieges wurde Ostpreußen weitgehend verschont. Die Chronik von Drengfurth berichtet nur im Jahre 1625 von Plünderungen durch schwedisches Kriegsvolk. Die größte Notzeit kam erst in der Mitte des Jahrhunderts. Im Jahre 1654 brach der Krieg zwischen Polen und Schweden aus. Der Große Kurfürst schloß sich in diesem Krieg Schweden an und stellte seinen Bundesgenossen ein großes Hilfsheer zur Verfügung. Nachdem mit Hilfe dieser Truppen Schweden in der

Schlacht bei Warschau die Polen vollständig besiegt hatte, rächte sich der polnische König, indem er die Länder des Großen Kurfürsten von den Litauern und Tataren überfallen ließ. Unter vielen anderen Orten fiel auch Drengfurth im Jahre 1657 diesen Horden zum Opfer. Es gab viele Tote. Die Tataren zerstörten die Kirche und viele Privathäuser. Nach deren Wiederaufbau brach eine furchtbare Feuersbrunst aus und vernichtete von neuem alles.

Um die durch Krieg und Seuchen verursachten Menschenverluste zu ersetzen, rief der Große Kurfürst neue Ansiedler ins Land, darunter eine starke Gruppe der Hugenotten. Auch in Drengfurth tauchte ein hugenottischer Name („Lefèvre“) auf.

In den Pestjahren 1708—1711 blieb Drengfurth von der Seuche, die von Polen her ganz Ostpreußen durchzog und ein Drittel der Bevölkerung dahinraffte, auch nicht verschont. Von den Salzburger Glaubensflüchtlingen, die zur Wiederbesiedlung der von der Pest entvölkerten Gebiete unter der Regierung König Friedrich Wilhelms ins Land gerufen wurden, sind als Drengfurth Einwohner nur noch die Familien Brandstädter, Hundrieser und Loerger bekannt. Die letztgenannte Familie war noch bis 1945 in Drengfurth ansässig.

Der Siebenjährige Krieg brachte neues Unheil über die Stadt und setzte dem wirtschaftlichen Aufschwung — wie überall in Preußen — ein Ende. Als 1805 der Krieg mit Rußland drohte, wurde Drengfurth zum Hauptquartier des Generals von Reichel. Nach dem Frieden von Tilsit 1807 folgte eine sechswöchige Einquartierung des 1. französischen Grenadierregiments unter General Laroche. Der Kriegsschaden durch Franzosen und Russen betrug 16 275 Taler und 34 Groschen. Die Rückschläge wurden immer größer; denn im Jahre 1811 folgte eine völlige Mißernte. Zu dieser Zeit kamen der König von Neapel und Prinz Marat und der französische General Hohe durch Drengfurth.

Nach siegreicher Beendigung der Kriege wurde ein Postwärteramt in der Stadt eingerichtet. Nun brauchte die Post nicht mehr von Barten geholt zu werden.

Bei einem furchtbaren Orkan im Jahre 1818 wurden zehn Gebäude und zwanzig Scheunen zerstört. 13 Scheunen brannten bei einem Gewitter im Jahre 1831 nieder. Im gleichen Jahr brachen Ruhr und Cholera aus, die schrecklich unter der Bevölkerung wüteten. Im Jahre 1867 begann der Staat für bessere Verkehrswege zu sorgen. So wurden die Chausseen nach Rastenburg, Barten und Angerburg gebaut.

1883 erhielt die Drengfurth Molkerei die erste Dampfmaschine, und 1886 wurde die erste Dampfschneidmaschine in der Drengfurth Sagemühle aufgestellt.

Im Jahre 1887 erhielt die Stadt einen Anschluß an das Bahnnetz. Diese Kleinbahn war bis 1945 in Betrieb. Drengfurth war die Endstation der Strecke von Wenden.

Der Erste Weltkrieg bringt wieder Notzeiten über das Städtchen. Ich möchte über die Kriegsgeschehnisse den Drengfurth Pastor Schallenberg sprechen lassen:

„Am 1. August 1914 hielt man es für ausgeschlossen, daß die Russen in Ostpreußen eindringen würden. Die Bewohner vertrauten voll und ganz unserer Heeresleitung.

Doch hörte man bald von Greuelthaten der Kosaken in den Grenzorten. In Goldap, Bialla und anderen Orten war es besonders schlimm. Es ging bald das Gerücht umher, daß die Heeresleitung den südlichen Teil der Provinz bis zu den Seen und Lötzen aufgeben und dem Feind eine Entscheidungsschlacht bei Lötzen liefern wollte. Die Drengfurth fühlten sich hinter der Seenkette sicher. Endlose Trecks von Flücht-

lingen aus der Gegend von Angerburg zogen durch die Stadt. Alle Straßen waren verstopft. Der ‚Vaterländische Frauenverein‘ und die ‚Frauenhilfe‘ richteten Verpflegungsstation ein. Hierbei halfen alle Drengfurth Frauen und Mädchen. Eines Tages kam ein Transport von Kindern durch die Stadt, die ihre Eltern verloren hatten. So ging es tagein, tagaus. Man hörte von siegreichen Gefechten an der Grenze, diese hatten die Einquartierung deutscher Truppen zur Folge. Große Truppenbewegungen fanden statt. Die Soldaten zogen von Osten nach Rastenburg.

Eine große Unruhe bemächtigte sich der Bevölkerung, als die Botschaft des Gouverneurs verbreitet wurde, daß alles Vieh und Getreide über die Weichsel gebracht werden sollte. Nun flüchteten viele Bürger.

Am nächsten Tag rückten mittags die ersten russischen Patrouillen in Drengfurth ein. Es kommt zu kleinen Schießereien mit deutschen Reitern, die sich schließlich zurückziehen. Nun rücken immer mehr Russen ein. Es wird ein großes Biwak auf dem Kirchplatz errichtet.

Der Bürgermeister wurde zum russischen Stadtkommandanten geführt. Dieser erklärte ihm, daß Drengfurth nun zu Rußland gehöre und man daher die Bevölkerung schonen wolle, nur müsse man unbedingt den Anordnungen des Kommandanten nachkommen.

Es durfte kein Licht mehr gebrannt werden, und nach acht Uhr abends durfte niemand mehr auf der Straße sein. Das Postamt wurde beschlagnahmt und zu einem Feldpostamt gemacht.

Später folgten russische Infanterie- und Artillerie-Einheiten, die in Richtung Königsberg weiterzogen.

Nun hatte die Bevölkerung unter der Besatzung sehr zu leiden. Jeder Bürger bekam einen Russen ins Quartier. Diese Russen benahmen sich oft so, wie es einem Menschen nicht zukommt. Die Toiletten benutzten sie grundsätzlich nicht und räumten alles aus, was sie nur bekommen konnten. Oft ging ein Haus in Flammen auf, und die städtische Feuerwehr hatte alle Hände voll zu tun. Der Pöbel der Stadt beteiligte sich auch an den Plünderungen. So wurden alle Geschäfte der Stadt ausgeraubt.

Doch änderten sich diese Zustände bald, als der deutsch-baltische General Scheidemann Drengfurth zu seinem Hauptquartier machte. Er schützte die Bevölkerung vor größeren Übergriffen. Aber er rückte bald in Richtung Mauersee ab. Ihm folgten sechshundert Kosaken mit ihren Pferden.

In manchen Straßen ging der Schmutz bis zu den Knöcheln. Die Kosaken verwüsteten die gesamte Umgebung. Von ihnen wurde auch das Gut Guja, auf dem der Dichter von Sanden-Guja lebte, angezündet. Die Bürger Tierganken, Dombrowski, Block und Bartel wurden verhaftet und, weil sie angeblich einem deutschen Flieger Signal gegeben haben, standrechtlich erschossen. Außerdem noch neunzig Männer nach Angerburg verschleppt. Endlich drang ein Gerücht nach Drengfurth durch, die Russen sollen bei Tannenberg geschlagen worden sein und fliehen in hellen Scharen. Dieses Gerücht bestätigte sich, denn es trafen russische Truppen aus Richtung Rastenburg ein. Sie waren zum Teil ohne ihre Offiziere und flohen weiter zur russischen Grenze. Plötzlich raste deutsche Kavallerie durch die Stadt in Richtung Bahnhofshügel und Fürstenauer Berg. Somit war die Stadt von den Russen befreit. Einige Russen hatten sich in der Nähe der Ziegelei und auf dem Bismarckberg verschanzt,

doch konnten sie schnell verjagt werden. Die übrigen Russen ergaben sich. Noch auf der Flucht steckten einige das Gut des Herrn Bartel an, und um Mittag hörte man in der ganzen Gegend keinen Kanonendonner mehr. Die Schlacht um Ostpreußen war vorbei. Feldmarschall von Hindenburg hatte gesiegt und 92 000 Mann gefangengenommen. Es läuteten im ganzen Lande die Glocken und riefen zu Dankesgottesdiensten auf.“

Nach dem Versailler Friedensdiktat kehrte Drengfurth wieder in den Alltag zurück und ging mit großer Energie daran, die Schäden des Krieges zu beseitigen. Schon nach sechs Jahren war alles wieder aufgebaut. Durch das Anwachsen der Bevölkerung bedingt, baute die Stadt eine neue Volksschule, die zu den modernsten des Landes gezählt werden konnte. Die Schule umfaßte 16 Klassenräume, eine schöne Aula und eine große Turnhalle, die gleichzeitig Versammlungen und kulturellen Zwecken diene. Sie konnte über 400 Menschen fassen. Außerdem hatte die Schule einen Werkraum, eine Schulküche, 25 Duschen und fünf Wannenbäder und eine große Volksbücherei. Der Volksschule waren auch zwei Aufbauklassen angegliedert.

Neben diesem großen Bau errichtete die Stadt eine sehr schöne Jugendherberge mit vierzig Betten und eine neue Siedlung schöner Zweifamilienhäuser.

Auch der Straßenbau wurde sehr gefördert und der Masurische Kanal in Angriff genommen. Dieser Kanal sollte die Masurischen Seen mit der Ostsee über Alle, Pregel, Frisches Haff verbinden. Bei Drengfurth mußte durch zwei Schleusenkammern ein Wasserspiegelunterschied von 17,5 m überwunden werden.

Ein besonderes Geschenk machte die Stadt der Jugend durch den Bau einer Badeanstalt am Schülzer See mit großem Sprungturm, Rutschbahn und schönem Strand. Drengfurth sollte 1938 eine Kanalisation bekommen. Die Rohre waren schon geliefert, doch durch die Kriegsergebnisse kam der Bau ins Stocken.

Bevor ich zum Untergang Drengfurths komme, möchte ich noch das Bild meiner Heimatstadt aus dem Jahr 1939 schildern, wie es mir aus den Erzählungen meiner Eltern, von Bildern und Berichten her vor Augen steht.

Schon die Fahrt mit der Kleinbahn von Rastenburg nach Drengfurth hatte etwas Verträumtes an sich. Gemütlich bimmelte das Züglein durch Felder, Wiesen, die im Frühling blau von Leberblümchen waren, und schattige Wälder. Nach einer kurzen Stunde sieht man links den Schülzer See mit der städtischen Badeanstalt, und einige Minuten später grüßt Julchental, der Ausflugsort mit seiner großen Halle herüber. Schon schnauft die Lokomotive die letzte Anhöhe hinauf und hält vor dem kleinen Bahnhofsgebäude. Von hier aus führt eine breite Straße in die Stadt hinein. Rechts und links stehen die geschlossenen Häuserfronten der ein- bis zweistöckigen Bürgerhäuser, zu linker Hand unterbrochen vom dreigeschossigen Backsteinbau der Post. Nach ungefähr einem Kilometer stehe ich auf dem Marktplatz, dessen Mitte das wuchtige Rathaus einnimmt. Ein großer Bau mit einem doppelten Mansardendach, noch aus dem Jahre 1778. Vor dem Portal mit der geschwungenen Rampe stehen drei Eichen. Es sind Zeugen geschichtlicher Ereignisse, da der erste Baum als Sinnbild für die deutsche Einheit nach dem 18. Januar 1871 gepflanzt wurde, der zweite als Friedenseiche im selben Jahr und der dritte im Drei-Kaiser-Jahr 1888.

Kaum kann man eine Stadt besser kennenlernen als durch sein Rathaus, und darum öffne ich die schwere eisenbeschlagene Eichentüre und trete in eine dämmrige Halle. Links befinden sich einige Gefängniszellen, die aber in letzter Zeit nicht mehr

benutzt wurden. An der anderen Seite des Rathauses sind die Räume der Kreissparkasse, die zum Markt hin einen eigenen Eingang besitzen. Im Hintergrund der Halle führt eine breite Freitreppe in einem großen Bogen in das obere Stockwerk. Hier liegen die einzelnen Büroräume der Stadtverwaltung. Vor dem Dienstzimmer des Bürgermeisters mit den alten geschnitzten Sesseln und Stühlen bleibe ich stehen. In einem Schrank stehen alte Bücher, unter anderen auch die Chronik der Stadt, die leider nun verlorengegangen ist.

An der Stirnseite leuchtet das Stadtwappen, das einen Schwanenkopf und eine Lilie zeigt. Die Sage berichtet darüber: Als der Deutsche Ordensritter von der Trenk, verfolgt von einem Haufen wütender Preußen an den versumpften Stausee der Omet kam und in dieser Not ein Stoßgebet zum Himmel sandte, schwamm ein Schwan quer über den See, einer Lilie am anderen Ufer zu. Der Ritter vertraute diesem Boten und fand eine sichere Furt. Die Verfolger jedoch gerieten in den Sumpf und kamen um. Aus Dankbarkeit errichtete der Ritter hier eine Kapelle, die den Ursprung der Stadt Drengfurth (Furt des Trenk) bildete.

Und wieder lockt eine Treppe zum Emporsteigen. Sie wird jedoch nach jedem Absatz enger und endet an einer eisernen Falltür. Als ich sie aufstoße, fällt heller Sonnenschein in das bisherige Dunkel. Ich stehe auf dem Rundgang des schlanken Rathhausturmes und habe einen herrlichen Ausblick. Das kleine Städtchen liegt mir zu Füßen. Der Marktplatz wirkt wie ein kleiner Spielplatz. Sehe ich nach Süden, so folge ich meinem Fußweg vom Bahnhof her. In der Ferne leuchtet das Blau des Schülzer Sees, und wie zwei Bänder laufen die Bahnstrecke und die Chaussee nach Rastenburg auf mich zu. Auf einer kleinen Anhöhe liegt das mächtige Viereck der Meierei, in der die großen Mengen Milch der umliegenden Dörfer und Güter verarbeitet werden. Gerade verläßt ein Lastzug den Hof. Er fährt die Bahnhofstraße bis zum Markt und biegt nun nach links in die Bartelstraße ab. Der Fahrer muß sehr aufpassen, denn viele Häuser haben hölzerne Beischläge, darunter auch mein Elternhaus, ein hübscher Fachwerkbau mit hochragendem Giebel. Hier biegt der Wagen in die Bartener Straße ein, vorüber an der kleinen Schmuckanlage mit dem „Poggenteich“ und verläßt über die Ometbrücke die Altstadt. Die langgestreckten Häuserreihen der Vorstadt, meistens Bauernhöfe, nehmen ihn auf. Von der großen Ziegelei an hat er freie Fahrt. Sein Ziel ist der große Eisenbahnknotenpunkt Korschen, wo seine Fracht verladen wird.

Wende ich mich nun nach Norden, so fällt mein Blick auf einen Brunnen an der Seite des Rathauses. Munter sprudelt das Wasser aus dem Pumprohr. Zwei Mädchen mit einem Tragholz, der „Peede“, über der Schulter tragen rechts und links einen vollen Wassereimer. Der ganze Marktplatz holt hier sein Wasser. Es ist ein beliebter Gang, denn alle Neuigkeiten erfährt man an diesem Treffpunkt.

Der Brunnen an der anderen Seite des Marktes ist mit einem dicken Mühlenstein abgedeckt. Hier sollen die Tataren 1657 den Stadthirten ertränkt haben.

Am Marktrand stehen stattliche Geschäftshäuser und das größte Hotel, das „Deutsche Haus“. An ihm vorbei führt die Straße zum mächtigsten Bau der Stadt, der Kirche. Der viergeschossige, wuchtige Turm weist mit seinen gotischen Formen auf den Erbauer, den Deutschen Orden, hin. Fast 600 Jahre steht dieser Backsteinbau. Weiter links von der Kirche befindet sich die neue Schule mit ihrem roten Ziegeldach und der geweißten Front. Der Weg verliert sich im Feld.

Der Blick nach Osten fällt auf einen Höhenzug. Es ist der Fürstenauer Berg, ein beliebtes Ziel der Spaziergänger am Feierabend. Ein Hohlweg, eingefasst mit Heckenrosen, führt auf den 156 m hohen Berg und fällt auf der anderen Seite zum Rehsauer See, dem tiefen und fischreichen Gewässer, wieder ab. Gekrönt ist dieser Berg durch den Bismarckturm, einen einfachen Aussichtsturm aus roten Ziegeln. Von ihm aus blickt man auf das kleine Städtchen Drengfurth und so ist es kein Wunder, daß der Dichter Walter von Sanden-Guja das Wort von „der kleinen Stadt hinter den Bergen“ geprägt hat.

Aber auch diese kleine Stadt blieb nicht vom Kriege verschont. Die Mütter und Frauen hatten alle Hände voll zu tun mit der Betreuung der Soldaten in den Lazaretten. Eine besondere Fertigkeit besaßen die Drengfurthener Frauen im Herstellen warmer Pantoffeln, und hiermit machten sie den Verwundeten immer eine große Freude.

1943 wurden Berliner Frauen evakuiert, und einige hundert kamen auch nach Drengfurth und Umgebung. Als im Juli 1943 Königsberg bombardiert wurde, kamen auch von dort Obdachlose in unser Städtchen. Dazu kamen noch 120 französische Kriegsgefangene zum Arbeiten. Diese fühlten sich bei uns sehr wohl. — Allmählich wurde es immer unruhiger in der Gegend. Spione wurden im Nordenburger Wald, als Frauen verkleidet, angetroffen, und die Katastrophe von Stalingrad lähmte den Mut der Bevölkerung und ihren Glauben an den Sieg. — Es kam der totale Krieg, und alle Mädchen und Frauen gruben einen Panzergraben um die Stadt. Nun wurden die Berliner Frauen nach Sachsen gebracht, und alle ostpreußischen Familien durften sich nur im Umkreis von 100 km bewegen. Oft überflogen feindliche Flugzeuge die Stadt und suchten die Wolfsschanze; doch wurden diese immer irregeleitet und warfen ihre Bomben bei Gerdaun ab. Am 20. Juli 1944 hörten einige Bewohner Drengfurths eine Detonation aus Richtung Wolfsschanze. Die Soldaten, die in die Stadt kamen, erzählten von einem Attentat auf Hitler. Merkwürdigerweise fuhren einige Autos hoch mit Gepäck beladen durch die Stadt. Es waren Verschwörer, die ihre Familien in Sicherheit brachten.

In diesen Tagen wurde die Bevölkerung immer nervöser. Die ersten Flüchtlinge aus dem Memelgebiet kamen und mußten bewirtet werden. Man hörte schon den Kanonendonner der immer näherrückenden Front. Die Flüchtlingszahl stieg von Tag zu Tag. Sie hatten vieles von ihrer Habe mitgebracht und hofften, bald wieder zurückkehren zu können; denn 1914 war es ihnen schon einmal so ergangen. Nun wurde auch unsere Turnhalle in ein Lazarett verwandelt; und es gab immer mehr zu tun.

Ab 5. September 1944 konnten Frauen mit vielen Kindern aus Ostpreußen ins Reich ausreisen. Von dieser Erlaubnis machten viele Drengfurthener Gebrauch. Im Dezember waren die Züge schon völlig überfüllt, und man war froh, wenn man noch einen Stehplatz bekam. Andere zogen mit dem großen Treck nach Westen. Ein Teil der Bevölkerung floh bis nach Gotenhafen und fuhr von dort aus mit der „Wilhelm Gustloff“ ab, bei deren Untergang auch viele Drengfurthener ums Leben kamen. Einige hundert Drengfurthener blieben noch zu Hause, und der Uhrmacher Werner hoffte durch seine russischen Sprachkenntnisse die Stadt vor dem Schlimmsten zu bewahren und ging den Russen entgegen; doch ein russischer Major schoß ihn gleich nieder. Alle übrigen Männer wurden erschossen und die Frauen nach Sibirien verschleppt.

Bis auf wenige sind dort alle verhungert. Von den Geflüchteten gelangte nur die Minderzahl nach Westdeutschland. Die meisten leben heute noch in Mitteldeutschland.

Obwohl die Polen in einigen Städten Ostdeutschlands Aufbauarbeiten durchgeführt haben, liegen noch die meisten Dörfer und Städte in Trümmern. Ein Beispiel dafür ist auch Drengfurth. Durch die Kriegsergebnisse hat die Stadt wenig gelitten, wie mir ein junger Drengfurthener erzählte, der bis 1958 dort lebte.

Man betritt heute die Stadt über roh zusammengezimmerte Bohlen, die den Panzergraben aus dem letzten Kriege überbrücken. Nur wenige Häuser sind bewohnt. Ungefähr 250 Ostpolen „hausen“ hier. Auf dem sonst gepflegten Marktplatz grasen jetzt Ziegen. Die meisten Häuser verfallen. Türen und Fensterkreuze lieferten Brennmaterial, und viele Dächer sind abgedeckt und ihrer Ziegel beraubt. Bis auf wenige Ausnahmen liegen die fruchtbaren Äcker brach. Wo einst Zuckerrüben und Weizen angebaut wurden, erstrecken sich heute riesige Distelfelder.

Zum Abschluß noch etwas Statistisches, das wir der geographischen Arbeit von H. Kelletat entnehmen.

Danach steht in der Reihe der Stadtgründungen in Ostpreußen Drengfurth mit Gründung im Jahre 1403 an 51. Stelle.

Auf die Frage nach dem geplanten Ausbau der Stadt erteilte die Verwaltung des Ortes die lakonische Antwort: Nichts geplant. Man schien hier einem ähnlichen Verdrängungskomplex zu unterliegen wie die Stadt Barten.

Als Hauptlebensgrundlage der Kleinstadt werden genannt: Landwirtschaft, Handel und Gewerbe. Als Haupthinderungsfaktoren an einer Aufwärtsentwicklung werden bezeichnet: „Fehlender Vollbahnanschluß und fehlende Kunststraßen in nördlicher Richtung.“

Als planetarische Lage werden folgende Angaben gemacht: Die Stadt befindet sich 54° 13' nördlicher Breite und 21° 32' östlicher Länge von Greenwich. Ihre Höhe über N. N. beträgt 90 m.

Die mittlere Einflußreichweite betrug 5 km, die Zahl der Landstraßen nach allen Richtungen: 4, die schnellste Verbindung nach Königsberg betrug 2 Stunden, 38 Minuten, die Entfernung von Königsberg auf dem schnellsten Wege 108,5 km.

In der Tabelle der „örtlich gegebenen, naturräumlichen Energie“ werden Seen und Fluß als vorkommende Gewässer bezeichnet, deren Ausnutzung durch die Fischerei geschah. Bodenschätze gibt es nicht.

Die geographische Lage der Stadt beschreibt Kelletat: Drengfurth, Am Fuße des wasserscheidenden Endmoränenzüge westlich vom Mauersee, am Ostrande der Marschallsheide. Brückenlage am Ometfluß. Teichendlage, Flußaustrittslage, Flußhalbinsellage.

Geschichte des Eisenbahnknotenpunktes Korschen

nach Beschreibung des Reg.-Bez. Königsberg von 1934, und W. Wölky

Es gibt in unserer engeren Heimat keinen Ort, der sich aus kleinsten Anfängen so schnell zu einem bedeutenden, weitbekanntem Verkehrsknotenpunkt entwickelt hat wie Korschen. Vor wenigen Jahrzehnten war Korschen noch ein bescheidenes Land-

gut mit ein paar Bauerngütern daneben, zuletzt war sein Name dagegen im ganzen Reiche bekannt.

Um auf den Ursprung des Namens „Korschen“ zu kommen, müssen wir im Geiste weit zurückwandern. In der Gegend unseres heutigen Korschen befand sich eine alt-preußische Opferstätte, an der die heidnischen Vorfahren ihrem Erntegott „Kurche“ Früchte des Feldes zum Opfer brachten. Die in der Nähe dieses Heiligtums gelegene Siedlung erhielt wohl zu Ehren des Gottes „Kurche“ den Namen „Kurchen“, woraus sich dann später der Name Korschen gebildet hat.

Der ordenszeitliche Rittersitz Korschen war durch den Tod seines Besitzers in der Schlacht bei Tannenberg 1410 freigeworden. „Korssen“, später Korschen, kam in die Hand des fränkischen Geschlechts derer von Königsegg. Nach üblichem Brauch gilt das vorhandene älteste Urkundendatum als Gründungsjahr, somit für Korschen das von 1448. Es liegt auf der Hand, daß der Ort weit älter ist; zusammen mit dem dazugehörigen Vorwerk Podlechen und nach der Struktur der bäuerischen Besitzungen kann auf eine alte preußische Siedlung geschlossen werden — ähnlich wie auf Grund des Namens, wie oben bereits gezeigt worden ist.

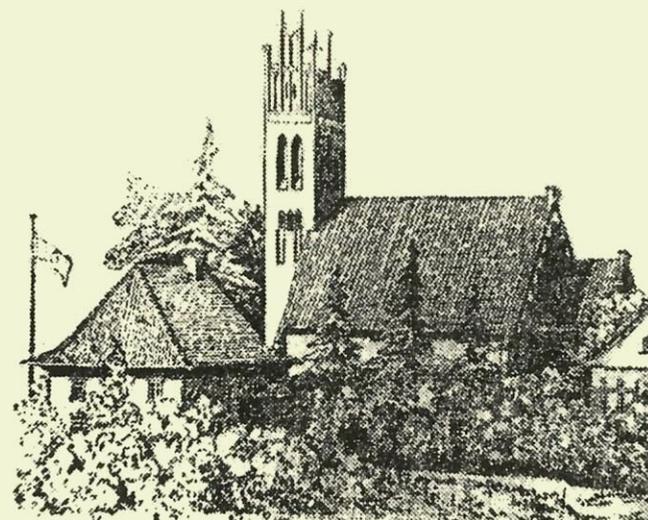
Die Königsegg's waren bereits 1418 erstmalig mit einem Ordenslehn bedacht worden. Insgesamt sind 57 ostpreußische Güter und Dörfer in ihrer Besitzrolle vermerkt, was nicht heißt, daß alle zu gleicher Zeit in ihrer Hand waren.

Wann das Lehen Korschen durch Verlöschten der Majoratslinie später an die preußische Krone zurückfiel, ist nicht bekannt. 1859 wäre, da nur noch ein weiblicher Sproß der ostpreußischen Königseggs übriggeblieben war, das Geschlecht für immer erloschen, wenn nicht dem Ehegatten der betreffenden Baronin durch einen neuen Adelsbrief der Geschlechtername übertragen worden wäre. Der letzte in Postehnen geborene und ebenfalls vertriebene Erbe (26 Jahre) lebt jetzt in Schweden, sein lückenloser Stammbaum reicht bis 1711 zurück.

Im Korschener Ortsiegel sind teilweise die goldenen und roten Rauten des alten Wappenbildes übernommen.

Auf Grund des königlichen Dekrets, genannt „Principia Regulativa“, wurde im Jahre 1734 in Korschen eine Schule durch den Majoratsherrn von Fresin erbaut. Nach einer anderen Überlieferung soll das Gut einem verdienten Offizier belgischer Abkunft, de Fresin, nach dem Siebenjährigen Krieg erst als Lehn übertragen worden sein.

Die Schule wurde an dem Wege vom Rittergut zum Vorwerk, unweit der sie kreuzenden Landeschaussee Rössel-Gerdauen erbaut (zuletzt „Schulstraße“ genannt). Im Laufe der Jahre wurde der Bau öfter erneuert und vergrößert, zuletzt 1914. In der historischen Gesamtschau spielt die alte Chaussee eine gewichtige Rolle. Sie verband die beiden Heerstraßen Königsberg—Bartenstein—Rastenburg—Lötzen im Süden mit der im Norden Königsberg-Friedland—Gerdauen—Barten—Angerburg. Ging die Schulstraße bis zum Gut (vor diesem lagen noch ein paar Bauernhöfe), so lief von dort ein anderer Weg weiter zur Mühle, um dann wieder in die Chaussee einzumünden (Mühlenweg). Man kann sich Schulstraße und Mühlenweg als langen, fast einen Kilometer tiefen Bogen, und die Chaussee dazwischen als zwei Kilometer lange Sehne vorstellen. Das Rittergut lag in der Bogenmitte, an einem Ende das Nebengut Podlechen, am anderen die Mühle und weit verstreut ca. ein bis zwei Dutzend Bauernhöfe. So träumte der Ort durch die Jahrhunderte.



Evangelische Pfarrkirche in Korschen.

Als um 1800 in England die Lokomotive und 1823 der kleine Barthel Strausberg in Neidenburg geboren wurden, ahnte niemand, daß sich damit Korschens Zukunft entschied, wobei noch ein paar kleine andere Schicksalsfügungen hinzukamen!

1846 wurde zwischen Marienburg und Elbing der erste Spatenstich für die Ostbahn, den Anschluß Ostpreußens an das Eisenbahnnetz des Reiches, getan. Von Anfang an gab es Schwierigkeiten aller Art. Es fing schon mit der umstrittenen Bewilligung der Staatsanleihe von 23,5 Millionen Talern an, wodurch sich der Beginn der Brückenbauten über Weichsel und Nogat bis 1851 verzögerte. 1852 raffte eine Choleraepidemie ganze Baukolonnen hinweg, doch am 2. 8. 1853 konnte die Strecke Marienburg—Königsberg dem Verkehr übergeben werden. Aber erst am 12. 10. 1857 passierte der erste Zug feierlich die Gesamtstrecke und fand in Bromberg Anschluß an die Linie nach Berlin.

Die Weichselbrücke mit einer Länge von 1 019 Metern und Brückenbögen von 130,3 m Spannweite war damals das technische Wunder Europas. Von Königsberg wurde die Ostbahn weiter bis Eydtkuhnen geführt und 1860 in Betrieb genommen. Das war die erste Eisenbahnlinie in der Provinz. Damit war die Voraussetzung für das Kommando geschaffen.

1863 erhielt Strausberg zusammen mit dem Grafen Lehndorf die Konzession für die Südbahn Pillau—Königsberg—Prostken. Der Abschnitt Pillau—Königsberg wird am 11. 9. 1865, der Abschnitt Königsberg—Bartenstein am 24. 9. 1866 eröffnet.

Die alte Stadt Schippenbeil, am Zusammenfluß von Guber und Alle gelegen, zeigt sich, unter dem Druck der Fuhrunternehmer, an einem Bahnanschluß wenig interessiert. So nimmt der Streckenverlauf, zumal der fortschrittliche Gutsbesitzer Boehm-Glaubitten dem Bahnkonsortium mit Landabtretungen weitgehend entgegenkommt, einen anderen Verlauf. Eine eigene Station wird Glaubitten nicht zugebilligt, eine

solche muß eine günstigere Zufahrtsmöglichkeit haben, wofür sich die große Chaussee Rößel-Gerdauen bietet. So fallen die Würfel für Korschen. Wie sich später herausstellt, wassertechnisch kein sehr günstiger Beschluß. Boehm erhält dafür ein Anschlußgleis und das Recht, jederzeit mit einem eigenen Zug kostenfrei nach Königsberg fahren zu können. Ein privater Salonwagen stand — bis die Bahn in Staatsbesitz übergang — auf dem Glaubitter Gleis, die Lok konnte von Korschen angefordert werden.

Am 1. November 1867 hielt der erste bekränzte Zug vor dem Bahnhof Korschen; die Strecke war bis Rastenburg fertiggestellt. Ein Jahr später (8. 12. 1868) war sie bis Lyck befahrbar, am 1. 11. 1871 endgültig bis zur Endstation Prostken.

Die Station Korschen war keine imponierende Sache. Vor der großen Chaussee abbiegend, erreichte man auf mit Schlacken beschottertem Wege (dem „schwarzen Weg“) das rote Empfangsgebäude mit seinen hohen runden Fensterbögen aus Stuck. Gegenüberliegend zwei lange Backsteinwohnbauten für die Bahnbediensteten, dazu ein Fachwerkschuppen für Güter und Geräte. Da der Ort auf der Mitte der Gesamtstrecke lag, war noch ein Schuppen für zwei Loks und ein Wasserturm, dem das Wasser durch zwei von Menschenkraft betriebenen Kolbenpumpen aus Brunnen zugeführt wurde, vorhanden. Auch diese beiden Bauwerke waren aus Fachwerk mit äußerer Holzverschalung. Bis zum Gut waren es dann nur noch ein paar hundert Meter, wobei rechts die „Kriegsrampe“ für Truppenent- und -beladungen lag und links drei Blockhäuser, die „Cholera-Baracken“. Damit hatte es folgende Bewandnis: Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Osteuropa die Cholera grassierte, wurde die Anlage als Quarantänestation errichtet, besonders für die Insassen der sog. „Judenzüge“, die Saisonarbeiter aus den polnischen Provinzen, von wo aus sie von den dortigen sprachgewandten Juden an die großen Güter für die Hackfrucht- und Zuckerrübenernte vermittelt und auf der Fahrt begleitet wurden, nach Ostpreußen brachten. Das hörte 1914 auf. Die geheimnisvollen, später immer leerstehenden und sogar von der spielenden Jugend gemiedenen Bauten wurden während des Ersten Weltkrieges oder danach abgebrochen.

Korschen war ein Haltepunkt wie Tausende in Deutschland. Die Einwohner nahmen wenig Notiz davon. Der Ausmündung des schwarzen Weges gegenüber richtete ein Holder-Egger eine Posthalterei nach Rößel ein. Auf dem Bahngelände, zwischen schwarzem Weg und den Bahngleisen, setzte ein Händler namens Cantersohn einen Produktspeicher hin, unweit der später von Bendziulla erbauten. Nahe bei Podlechen kaufte der Sattlermeister Werdermann das Hellmichsche Ausgedingehaus (v. Halle, der letzte Eigentümer). In dessen Nähe gründete ein Schlibowsky ein Gasthaus mit Laden (Küster/Briese). Etwas weiter nördlich ein Viehhändler Wins bzw. Schiemann eine Schlachtereierei (Fr. Wölky) und gegenüber ein Foesch eine Bäckerei (Kussin-Bark). In Podlechen gab es die alte Bauernschmiede und eine Windmühle. Damit war aus dem Rittergut ein kleines Dorf geworden und wäre es auch geblieben, hätte nicht das Schicksal in Gestalt der königl. preußischen Staatsbahnverwaltung beschlossen, eine direkte Verbindung Berlin—Memel—Petersburg anzulegen.

Die Strecke Insterburg—Tilsit bestand schon, wie wir sahen, als Privatbahn (wurde 1884 vom Staat übernommen). Es kam also darauf an, mit einer neuen Linie in Insterburg den Anschluß zu schaffen.

Den Überlieferungen nach soll es diesmal die Stadt Rößel gewesen sein, die von einer Eisenbahn nichts wissen wollte, sonst hätte die neue Linie die Südbahn in Rastenburg gekreuzt, so aber wurde Korschen als Schnittpunkt genommen. Der Bau begann an verschiedenen Stellen zugleich: Thorn, Osterode, Allenstein, Rothfließ, Gerdauen, Insterburg, soweit es das ostpreußische Gebiet betraf. Es wurde jeweils nach beiden Seiten hin mit der Gleislegung angefangen. Dafür wurde in Korschen ein zweites Bahnhofsgebäude, weit imposanter als das der Privatbahn und diesem gegenüber, gebaut, mit weitausladendem Glasdach über dem breiten Bahnsteig.

Der Vorplatz zwischen dem alten und dem neuen Gleispaar wurde bis zur Chaussee gepflastert, an ihm entstand ein Postamt.

Jenseits der großen Chaussee wurden Verladestraße und -rampe, sowie die Güterabfertigung angelegt. Leider wurde durch die beiden 30 m auseinanderliegenden beschränkten Bahnkörper ein den Straßenverkehr störender Punkt geschaffen, dessen Behebung den Experten bis zum letzten Tag schlaflose Nächte verursachte.

Für die neue Linie entstand auch ein eigenes Wasserreservoir unweit des Gutes, in der Nähe des Mühlengrabens. Dieser „alte Wasserturm“, wie er im Volksmund genannt wurde, war ein Unikum: ein Büro- und Wohnhaus, in dessen oberem Stockwerk ein Bassin von 5 m Durchmesser und drei Metern Höhe untergebracht war. Mit dem Mühlengieß war es ebenfalls so eine Sache. Bei Schneeschmelze und Regen brachte es eine Menge Wasser aus dem Hinterland. Dieses wurde in einer abgedämmten Mulde gesammelt und betrieb die Mühle. Aber schon lange vor dem ersten Krieg war der Teich vollgeschlammt und die Mühle stillgelegt. Vermutlich ist aus diesem Graben bzw. dem danebenliegenden Brunnen das Wasser für die Lokomotiven mit einer Lokomobile in den Behälter gepumpt worden. Der erste Wasserturm und das Lagerhaus verschwanden später; an deren Stelle kam der große Lokschuppen mit der Drehscheibe.

Am 27. 12. 1871 rollte der erste Zug auf dieser Strecke, von Rothfließ kommend, nach Gerdauen und von dort auf dem schon seit dem 16. 1. fertigen Teil bis Insterburg. Der 27. Dezember 1871, an dem also die Eröffnung dieser Strecke stattfand, ist als der Gründungstag des Eisenbahnknotenpunktes Korschen anzusehen. Von da an nahm der Ort Korschen einen ungeahnten Aufschwung. Bald darauf wurden vom Bahnhof Korschen Chausseen nach den benachbarten Städten Rößel, Sensburg, Johannisburg in südlicher Richtung und Schippenbeil, Barten, Drengfurth, Angerburg in nordöstlicher Richtung erbaut. Die Chausseen Korschen—Rastenburg und Korschen—Bartenstein bestanden damals schon. Der im Herzen Ostpreußens liegende große Kreuzungspunkt Korschen brauchte zur Abwicklung des Verkehrs zahlreiches Bahnbedienstetenpersonal. Ganze Ortsteile wurden mit Beamtenwohnhäusern bebaut. Bald siedelten sich auch Kaufleute, Handwerker und Kleinindustriebetriebe an. Eine Apotheke wurde erbaut und Ärzte ließen sich nieder. Korschen gewann städtisches Gepräge und war zuletzt nach seiner Seelenzahl der zweitgrößte Ort des Kreises Rastenburg.

Die weiter südlichen Trassen der Eisenbahn wurden im Laufe der nächsten drei Jahre nach 1871 fertig. Während des deutsch-französischen Krieges hat diese Linie noch keine Wirkung gehabt. Aber über Königsberg und die Ostbahn waren auch Militärkontingente von Korschen abgerollt. So soll sich folgendes bei der Abfahrt des eigenen Landsturms unter Rittmeister der Reserve. v. Fresin, damals zugetragen

haben: Die Frauen der Landsturmänner waren ebenfalls vollzählig am Bahnhof erschienen. Es war der dritte „Einigungskrieg“, und die Frauen in Sorge um ihre Männer. Obwohl der Rittmeister feierlich versprach, sie alle wohlbehalten wieder zurückzubringen (was er auch gehalten hat), verlangten die Frauen mitgenommen zu werden. Schließlich willigte der Rittmeister ein. Wenn sie die militärische Ordnung nicht stören würden, lasse er noch einen Waggon für die Frauen anhängen. Gesagt, getan. Der Wagen kam, die Frauen stiegen ein, ein lauter Pfiff der Lokomotive, und ratternd setzte sich der Zug in Bewegung. Das Pfeifen und Rattern nahm den noch nicht eisenbahngewohnten Frauen den Atem, sie merkten erst ziemlich spät, daß die Rangiermaschine an ihrem Waggon in entgegengesetzter Richtung fuhr und sie nicht angekoppelt waren.

Korschen paßte sich im Laufe der Jahrzehnte den neuen Gegebenheiten an, die aus seiner Lage am Eisenbahnknotenpunkt entstanden waren. Ein gutseigenes Hotel „Korschen“ (Gemeindeamt) entstand neben dem „schwarzen Weg“ an der Chaussee, die die Hauptstraße des Ortes wurde (Hindenburgstraße). Viehhändler Wins erwarb das Grundstück der Posthalterei und baute darauf eine Fleischerei (Zachau). Sein Schwiegervater Reck baute daneben das „Deutsche Haus“ (W. Wölky). Als Unterfahrt erhielt hier der nach der Übernahme der Südbahn durch den Staat überflüssig gewordene Lokschuppen seine letzte Aufgabe. Eine Molkereigenossenschaft wurde gegründet, auf deren Gelände die Posthalterei Unterkunft fand, die posteigen wurde und dem Postamt Rößel unterstand, bis sie 1908, als auch Rößel an das Bahnnetz angeschlossen, überflüssig wurde. 1910 verkaufte die Genossenschaft die Molkerei an Waldow. Dieser baute ein Wohnhaus mit Bäckerei, daneben Klempnermeister Genski (Majewski) ein Haus und Werkstätte. Das gleiche tat der Nachbar, Schuhmachermeister Wölk (Heldt). Um die Jahrhundertwende entstand unter Kobitzky die Apotheke (Sack). Daneben baute Domnick die Tischlerei, die Vettern Bark anschließend Fleischerei und Bäckerei. Auf der anderen Straßenseite erwuchs unter W. Hesse ein Ladengeschäft mit Uhrmacherei. Es war Bauernland, welches für diese jetzt sich nahe dem Bahnhof ansiedelnden Gewerbetreibenden bot. Majoratsland war unverkäuflich. Nördlich der Bahngeleise gab es an der Chaussee nur ein Postbeamten- und fünf Bedienstetenhäuser der Staatsbahn auf bahneigen gewordenem Grund. Hier entstand auch, streckennah, ein größerer Wasserturm, neben den noch zwei weitere bis 1914 gesetzt wurden. Es ist nicht mehr zu ermitteln, wann die Wassermisere durch die Anlage einer Flußwasserpumpstation an der drei Kilometer entfernten Zaine behoben wurde, die die Türme bewässerte.

1901: Bisher hatte Korschen keine Kirche und gehörte zum 8 km entfernten Kirchspiel Leunenburg. Anlässlich des 200 Jahre bestehenden preußischen Königreichs stifteten die Hohenzollern die Mittel für ein schönes Gotteshaus (Jubiläumskirche). Dies wurde am Südausgang, dem höchsten Punkt des Ortes, errichtet und wirkte durch seinen schlichten Stil. Es wurde 1903 eingeweiht. Die Bauzeit nutzte Gastwirt Näth (Struwe), um sein Geschäftshaus neu zu erstellen.

Im Jahre 1902 erstand, fast mitten im Ort, auch eine kleine katholische Kirche. Trotz allem zählte der Ort im Jahre 1900 erst ganze 490 Seelen.

Ein wichtiges Jahr in der weiteren Entwicklung wurde 1912. Einen Kilometer nördlich vom Ort, ungefähr dort, wo der Mühlenweg auf die große Chaussee mündet, lag das Gut Kollmen, dessen Ländereien bis über die Bahnstrecken im Süden

reichten. In diesem Jahre wird es „aufgesiedelt“, und ergibt günstiges Bauland, das schnell vergriffen ist. Hier läßt sich auch der erste Betrieb nieder, dessen Arbeitsbereich nicht ortsgebunden ist, eine Dampfplugstation der englischen Firma Fowler. Ein Kippflug wurde bei diesem System zwischen zwei selbstfahrenden, schweren Lokomobilen an starken Drahtseilen, versetzend hin und her gezogen, was sich nur bei großen Landflächen rentierte. Vergessen sei auch nicht eine lokale Vorkriegsberühmtheit, die „Korschener Erbsensuppe“ oder „Erbsensuppe à la Korschen“, wie sie noch auf der Speisekarte des Frankfurter Hauptbahnhofs wenigstens bis zum letzten Krieg hieß. Sie wurde als Schnellgericht von den Bahnhofswirtinnen Rehfeld entwickelt, um die Haltepause des von Berlin kommenden D-Zuges von ca. 10 Minuten auszunutzen. Die Suppe war köstlich, mit reichlich Schinkenspeck im Dampftopf gekocht, sehr sättigend und — preiswert. Kein Wunder, daß sich diese Essenmöglichkeit schnell unter den Reisenden herumsprach. Eintopfgerichte waren damals in der Gastronomie wenig üblich — Aschinger in Berlin folgte.

Als am 30. 7. 1914 die Glocken die Mobilmachung einläuteten, wurde Korschen wieder zum Begriff für hungernde Reisende, diesmal Soldaten, da die Heeresinspektion den Bahnknotenpunkt als Verpflegungszentrum eingeplant hatte. Schon 1912 hatte sie mit dem Hotelbesitzer Fritz Wölky einen Vertrag geschlossen, wonach dieser sich für den Kriegsfall verpflichtete, täglich eine Brigade, teils kalt, teils warm, zu beköstigen. Innerhalb von drei Tagen stand eine kleine Barackenstadt mit Speise- und Vorratsräumen um ein schon in Friedenszeiten gebautes Kochhaus, zu dem noch ein zweites erstellt wurde, welche je acht Riesenkessel beherbergten. Die Sache klappte vorzüglich. Trotz unwahrscheinlicher Verdienstmöglichkeit war der Unternehmer, nachdem der Ort durch die Russen besetzt worden war, nicht mehr zu bewegen, den Vertrag zu erneuern. Der Militärökonom baute und betrieb die Verpflegungsanstalten dann selbst. Millionen von Landsern sind hier auf dem Marsch zur oder von der Ostfront beköstigt worden. Schwere Tage kamen für die ganze Provinz und auch für Korschen, als die Russen mit gewaltiger Übermacht bei Gumbinnen und Neidenburg gleichzeitig einbrachen, und die Bevölkerung flüchten mußte. Der letzte Fluchtzug mit der Korschener Einwohnerschaft, so weit sie sich nicht dem allgemeinen Treck angeschlossen hatte (hauptsächlich Eisenbahnerfamilien), verließ am 24. 8. die Station und kam bis zum Bahnhof Bergfriede, wo unweit die Schlacht bei Tannenberg im Gange war. Nach deren Entscheidung kehrte der Zug Mitte September zurück. Wie sah es im Heimatorte aus? Die Verpflegungslager waren durch eigene Truppen beim Abzug am Spätnachmittag des 28. 8. in Brand gesetzt worden. Bahnhof, Post, Haus Hesse, Gasthäuser Näth und Kluge waren niedergebrannt. Aus den Bahn-Kohlenlagern schlugen wochenlang die Flammen, und erst Weihnachten war der letzte Rest ausgebrannt. In den Wohnungen war das meiste der Einrichtungen zerstört. Die Wassertürme gesprengt. Sattlermeister Werdermann und Bauer Lackner erschossen.

Die Wassertürme wurden provisorisch geflickt. Militärverpflegungslager, jetzt an beiden Strecken, neu erbaut — der Krieg im Osten ging ja weiter, und auch der im Westen. Wieviel Namen von Gefallenen die Ehrentafel in der Kirche trug, ist vergessen. Nach Kriegsende wurde Ostpreußen durch den „Polnischen Korridor“ vom Reich getrennt. Korschen, fast der geographische Mittelpunkt der Provinz, und durch die Diagonalen seiner Bahnlinien mit allen Ecken des Landes verbunden, erhielt neue Aufgaben.

Es kam das Jahr 1919. Die niedergebrannten Häuser waren inzwischen durch Spenden und Staatsgelder wieder aufgebaut, moderner als vorher. Vom Bahnhof konnte man dies nicht behaupten. Er war wohl geräumiger, aber nicht schöner geworden. Nach dem Kriege erloschen auch die Majorate, und da Rittergutsbesitzer v. Fresin ohne Erben war, wurde das Gut aufgesiedelt und das Hotel an die Gemeinde verkauft. Zur Erinnerung an v. Fresin erhielt die zum Gut führende Straße später den Namen „Georgstraße“, deren Verlängerung östlich in Richtung Waldriede die „Deutsche Straße“ wurde. Auch Waldriede wurde einige Jahre später bis auf ein kleines Restgut parzelliert. Hier entstand die „Heimbergsiedlung“.

Zwei der beschädigten Wassertürme wurden abgebrochen, der dritte für die Trinkwasserversorgung durch einen Tiefbrunnen umgestaltet, mit einer eigenen Motorförderung. Dafür entstand der „Dickkopp“, ein riesiger Kugelbehälter mit 500 Kubikmetern Faßraum, auf einem entsprechend massiven Unterbau.

Durch die Abschnürung der Provinz wurde Korschen eine der Hauptwasserstationen. Zwei Kräne mit Doppelauslegern konnten gleichzeitig vier Loks befüllen. Inzwischen hatte die Bahnverwaltung die „Kolonie“, eine umfangreiche Ein- und Zweifamilienhaussiedlung auf ehemaligem Kollmer Gutsland aufgebaut, die die Garten-, Schiller-, Berg-, Mittel-, Hohe- und Siedlungsstraße umfaßte. Werkstätten, Kohlenbansen und ähnliches wurden im Laufe der Jahre, wie auch ein neuer Rangierbahnhof, nach außen verlegt und vergrößert. Ein eigener Wasserturm, der siebente in der Ortsgeschichte, ebenfalls dort neu angelegt.

Das wieder instandgesetzte Postamt am Bahnhof diente nur noch dem Bahnpostverkehr. Ein neues Postgebäude entstand am „schwarzen Weg“, der nun den Namen „Poststraße“ bekam. Die Stromversorgung vom Überlandwerk ließ nicht auf sich warten, obwohl schon 1909 die größeren Geschäftsbetriebe an ein von der Molkerei betriebenes Lichtnetz angeschlossen waren.

Die Dampfpflugstation wurde nach dem Kriege nicht mehr besetzt. Die große Werkhalle ging an eine Imkerzentrale für den Bau von Imkergeräten über, mußte aber nach der Inflation liquidiert werden. Wohnhaus und Gelände übernahm dann die neugegründete „Ostpr. Imkerschule“, die unter Dr. Pfannenmüller einen weiten Ruf errang, ein beachtliches Imkermuseum schuf, und durch Schulung der Imkerschaft besonders im Bienenseuchenwesen führend wurde. (Es gab nur noch eine westdeutsche Schule in der Lüneburger Heide.)

In der Beschreibung des Regierungsbezirks Königsberg von 1934 heißt es: Die staatlich anerkannte Lehr- und Versuchsanstalt für Bienenzucht „Ostpreußische Imkerschule“ bestand in Korschen seit 1930. Sie war eine gemeinnützige Einrichtung zur Förderung der ostpreußischen Bienenzucht und die einzige derartige Anstalt für die gesamte Provinz. Rechtsträger war der Provinzialverband Ostpreußischer Bienenzüchter e. V. Die Arbeit der Anstalt war vornehmlich auf den Dienst an der praktischen Bienenzucht eingestellt und gliederte sich in Schulung (Lehrgänge, Vorträge, Veröffentlichungen), Beratung, Organisation (Seuchenbekämpfung, Statistiken) und Werbung (Ausstellungen). Die Anstalt zählte zu den jüngsten im Reich. Die nach allen Seiten gleichmäßig günstigen Reise- und Postverbindungen kamen der Arbeit der Anstalt sehr zustatten.

Auf dem Grund der ehemaligen Kriegsverpflegungsanstalt „Nord“ etablierte sich das Imprägnierwerk Kupsch & Seidel (später ein Rüttgers-Werk), um Bahnschwellen

und Telegraphenstangen wetter- und ungeziefersicher zu machen. Hinzu kamen die Baufirmen Liebe, Mecklenburg und Graupe, wovon Mecklenburg später auch ein Sägewerk in der Deutschen Straße sein eigen nennen konnte.

Die Rastenburger Raiffeisen-Genossenschaft schuf eine Zweigstelle mitten im Ort mit einem großen Speicher- und Bürobau mit Leutehaus und Geschäftshof. Ihre Kassenabteilung stützte sich in der Hauptsache auf ländliche Kunden, während die 1921 gegründete Vereinsbank Gewerbetreibende und Beamte als Mitglieder hatte. Später entstand auch eine Filiale der Kreissparkasse im Ort.

Im Jahre 1925 schloß Brandstädter mit seinem Textilkaufhaus die Lücke in der „City“. Die Einwohnerzahl überschritt in diesem Jahre die 2 500-Grenze, sie hatte sich in 25 Jahren verfünffacht. Der allgemeine Aufschwung des Ortes war zum großen Teil Verdienst des seit 1921 amtierenden kommissarischen Gemeindevorstehers Rudolph Chlebowitz. Er war ideenreich, sparsam und voll unermüdlicher Schaffenskraft. Ausbau der Licht-, Wasser-, Kanalisations- und Straßennetze standen an erster Stelle. Durch die Bürgersteige nahm der Ort städtischen Charakter an.

In Korschen bestanden auch regelmäßige Jahr- und Wochenmärkte schon seit längerer Zeit (von 1934 aus gesehen!). Die Gemeinde umfaßte einen Flächenraum von insgesamt 970 ha. Die Einwohnerzahl betrug 1934 2 813. Im Besitz der Gemeinde befanden sich etwa 50 Morgen Land, ein umfangreiches Elektrizitätsnetz mit Anschluß an das Überlandwerk, ein modernes Schlachthaus und eine Teilkanalisation. Mit Wasser wurde die Gemeinde durch das Wasserwerk des Reichsbahnhofs versorgt. In der neu erbauten Schule (1934), in 18 Klassen, darunter sechs gehobene mit Anschluß an das Oberlyzeum Rastenburg, wurden 1934 630 Schulkinder betreut. Auf einer Landfläche in unmittelbarer Nähe des Ortes in Größe von 20 Morgen wurde eine Parkanlage geschaffen; auch ein modern angelegter Sportplatz und eine Volksbadeanstalt waren vorhanden. Außerdem hatte man einen 9 Morgen großen Teich für Freibäder und im Winter für Eissportzwecke hergerichtet.

Die Zukunftsaspekte waren für die Entwicklung des Ortes vor dem 2. Weltkrieg sehr günstig. Infolge der zentralen Lage und des vorhandenen großen Verkehrsnetzes bot Korschen jede Möglichkeit für industrielle Niederlassungen. Der Ort unterhielt auch ein hauptamtlich verwaltetes Gemeindeamt im eigenen Verwaltungsgebäude, das der Heranziehung von Industrie besonders dienlich sein sollte.

Im Jahre 1939 hielten die durchziehenden Truppentransporte, ganz besonders aber 1941 und später, Handel und Wandel in Korschen in Bewegung. Beispielsweise hatte das über 500 Plätze fassende Kino im Januar 1945 bis zu fünf Vorstellungen täglich für Militärtransporte, Flak und Zivilisten. Waren doch im Ort tausend dienstverpflichtete Eisenbahner, evakuierte Berliner, und nicht geringe Kontingente von Grenzflüchtlingen einquartiert.

Am 13. 1. 1945 brachen bei leichtem Frost 70 bestgerüstete russische Divisionen aus dem Weichselbogen vor und rissen die deutsche Front über 150 km auf. Am nächsten Tag, 7 Uhr früh, der gleiche Versuch vom anderen Flügel bei Gumbinnen her. Dieser war vorher bekannt und vorerst abgefangen worden.

Am 23. 1. 1945 erreichte die Spitze der russischen Südarmeen das Vorgelände von Elbing. Damit war der direkte Fluchtweg nach dem Westen unterbrochen. Die eingreifende weittragende Schiffsartillerie unterstützte die schwache Landverteidigung und verhinderte das russische Vordringen bis zum Ostseestrand. Im Norden hatte

der Feind in vier Tagen, trotz Nachführung starker Verbände, nur einen Einbruch von durchschnittlich 20 km Tiefe erreichen können, aber am 18. 1. glückte ihm der Durchbruch einer starken Panzerspitze. Immer noch wurde für die Zivilbevölkerung des Kreises Rastenburg kein Evakuierungsbefehl erlassen. Dieser kam für den Ostteil des Kreises am 26. Januar nachmittags, als die Russen am Vortage in breiter Front, über die zugefrorenen masurischen Seen kommend, Lötzen besetzt hatten. In Korschen wurde ein Fluchtzug am 27. 1. um zwei Uhr nachts bereitgestellt, doch es wurde 11 Uhr, bis er sich endlich in Bewegung setzte.

Ortsfremde Flüchtlingswagen und die örtlichen Fahrzeuge wurden an diesem Tage ebenfalls in Marsch gesetzt. Auch die sich zurückziehenden Militärfahrzeuge nahmen Flüchtende mit. Der Zug kam nur bis in die Gegend von Heilsberg, mußte von den Flüchtenden verlassen werden und wurde gesprengt. Zu Fuß, bei klirrendem Frost, gelangte ein Teil über das Haff und mit einem Schiff, von Gotenhafen aus, nach Dänemark. Andere blieben unterwegs stecken, wurden von der russischen Front überrollt und begaben sich dann nach Korschen zurück.

Durch Schlachtfliegerbeschuß und Einbrüche durch die beschädigte Eisdecke nahm für viele die Flucht ein vorzeitiges Ende. Bekannt ist, daß der letzte Landrat des Kreises Rastenburg, Kreisleiter Schulz (vorher Lehrer in Wendehnen) mit seinem Auto dort so endete. Tragisch endete dort auch das Leben des um den Korschener Bahnbetrieb hochverdienten Reichsbahnoberingenieurs Seyring, eines Mannes, der sich vom Arbeiter zu dieser Stellung heraufgearbeitet hatte. Der fast Siebzigjährige bekam Streit mit dem Absperrungskommando — er soll sehr erregt gewesen sein — und wurde erschossen.

Durch die regellose, überstürzte Räumung war die Zahl derer, die den Anschluß zur Flucht, des Alters oder sonstiger Behinderung wegen, verpaßt hatte, groß. (1914 waren nur vier alte Einwohner freiwillig zurückgeblieben.)

Am 27. Januar fielen die Städte Gerdauen, Barten und Rastenburg in Feindeshand.

In der Nacht zum 28. 1. wurde die alte Schule am Südrand von Korschen Gefechtsstand mit Front zum Ort (Norden). Im Laufe des Vormittags wurde die russische Vorhut mehrmals über die vorgeschobene Linie Rohrteich—Kollmen—Seeligenfeld zurückgeworfen, bis größere Verbände mit Artillerie dies unmöglich machten.

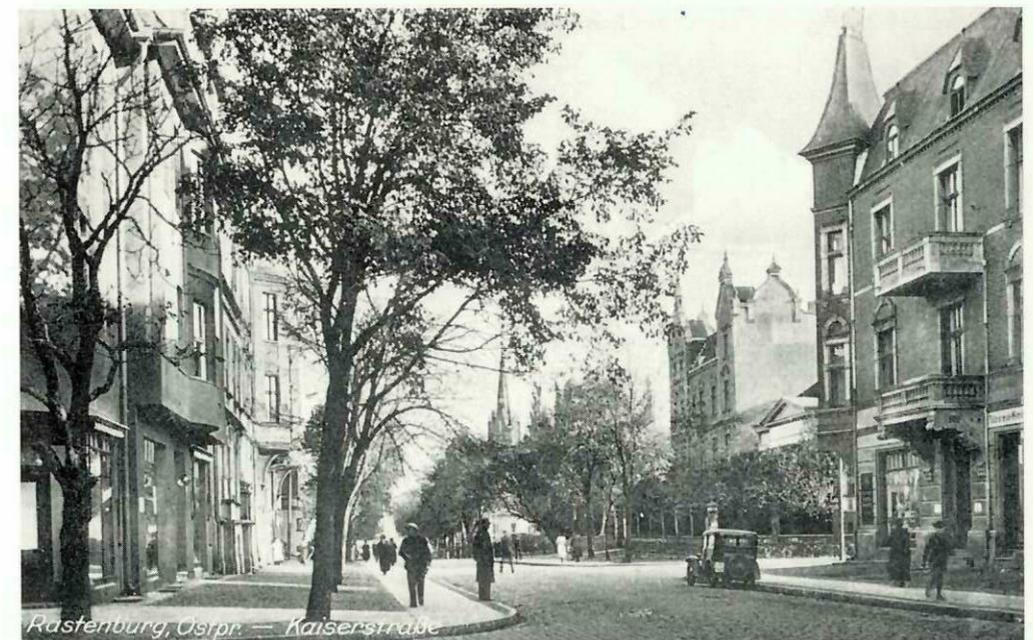
Um 14 Uhr wurde der Gefechtsstand in Richtung Langheim verlegt, um 15 Uhr Korschen von allen Zivilisten geräumt und der Ort in die Hauptkampflinie einbezogen.

Die Zivilisten flüchteten querfeldein auf Bartenstein zu oder nahmen Unterkunft in Podlechen. Jetzt griff der Feind massiv an. Es war besonders das Gebiet um die hochliegende evangelische Kirche, welches von den feindlichen Geschützen unter Feuer genommen wurde. Das Haus von Halle brannte als eines der ersten nieder, Gasthaus Struwe u. a. folgten. Furchtbar ist das Blutbad dann, besonders in Podlechen. Über 30 Greise, Frauen und Kinder werden erschlagen, darunter der siebenköpfige Rest der Belegschaft des Dauermilchwerkes. Von den rund 330 Wohn- und Geschäftshäusern des Ortes brannten 28 aus, darunter Neue Schule, Deutsches Haus, Raiffeisen, Volksbank, andere Wohn- und Siedlungshäuser. Der große Wasserturm hatte schwere Treffer. Am Abend war nicht nur Korschen vom Norden her, sondern auch Rößel und Bischofsburg vom Südosten aus erobert. Bahnhof und Dauermilch-



Rastenburg, Ostpr. - Wilhelmsplatz

Wilhelmsplatz in Rastenburg.



Rastenburg, Ostpr. — Kaiserstraße

Kaiserstraße in Rastenburg.



Rastenburg / Freiheit.



Rastenburg / Rollberg — Ecke Freiheit.

werk haben den Sturm überstanden, letzteres wurde später demontiert. Fast jedes erhalten gebliebene Haus in Korschen wird Lazarett — den Deutschen ist der Zutritt zum Ort verwehrt.

Am 17. 2. wurden die Männer zusammengetrieben und zu Kriegsgefangenen gemacht. Um die Häuserblocks der Apotheke und der Tischlerei Domnick wurde ein hoher Stacheldrahtzaun gezogen. Dort waren Hauptquartier und Gefängnis der GPU.

Am 20. 3. wurden alle verbliebenen und zurückgekehrten Einwohner nach dort getrieben, verhört und größtenteils gefangengesetzt.

Der schwärzeste Tag war der 23. 3. Aus den festgehaltenen Insassen des Lagers wurde ein Transport zusammengestellt, hauptsächlich Frauen, die dann mit der Bahn über das Zuchthaus Insterburg gehend, nach Sibirien verschleppt wurden. Viele haben das Ziel gar nicht erreicht und starben unterwegs. Nur wenige kamen Jahre später nach Westdeutschland.

Ortsinsassen mit speziellen Berufen wurden zwangsweise zur Arbeit herangeholt für einen Tagelohn von 750 g Brot und 200 g je Familienmitglied, ohne andere Lebensmittelzuteilung! In der Hauptsache handelte es sich um Eisenbahner, die die Beutezüge fahren mußten. Zur Beute gehörten nicht nur Maschinen, sondern jedes landwirtschaftliche Gerät herab bis zum Spaten, aber auch Klaviere und Radiogeräte wurden in Mengen, meist auf offenen Loren, abtransportiert, dazu Wäsche usw.

Ob das Datum, der 2. April, als Übergabetag des Ortes an die Polen stimmt, ist ungewiß. Sie setzten alle noch vorhandenen Einwohner in der Fritz-Schulz-Siedlung (am Sportplatz) fest. Kartoffeln und etwas Brot waren auch hier die einzige Nahrung. Kein Wunder, daß eine Ruhrepidemie ausbrach und viele Opfer forderte.

Der erste Ausweisungszug, aus offenen Waggonen bestehend, verließ im Herbst 1945 die Station, der zweite folgte im Januar 1946.